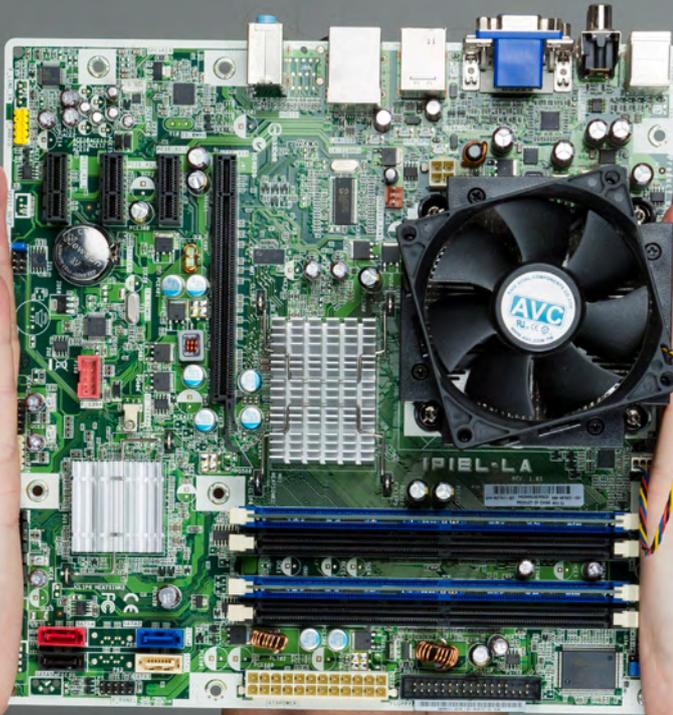


prisma

Das Magazin der Studierenden der Universität St. Gallen
März 2015 Nummer 356



GEHIRN

SPRUNGBRETT-EVENTS

Attraktive Regionen, attraktive Arbeitgeber

Neu mit
Talent-Apéro



SPRUNGBRETT-EVENT SG AR

Wein-Lagerhaus Martel, St. Gallen
10. April 2015



SPRUNGBRETT-EVENT BE SO

Kornhauskeller, Bern
13. April 2015



SPRUNGBRETT-EVENT LU NW OW SZ UR ZG

Lounge & Bar suite, Luzern
17. April 2015



SPRUNGBRETT-EVENT TG

Eisenwerk, Frauenfeld
17. April 2015



SPRUNGBRETT-EVENT SH

Güterhof, Schaffhausen
24. April 2015



SPRUNGBRETT-EVENT GR

B12 caffè & bar, Chur
24. April 2015



Hauptsponsoren: +GF+ Graubündner Kantonalbank
Kooperationspartner: SWISS ENGINEERING electro suisse
Medienpartner: Handelszeitung Neue Zürcher Zeitung talendo lamborghini XING
Partner: BOA linguua ostcoo link success career

→ Jetzt kostenlos anmelden: www.sprungbrett-events.ch



KEVIN KOHLER

Ressortleiter
Thema



NINA AMANN

Ressortleiterin
Campus



SIMONE BRUNNER

Ressortleiterin
Menschen



MORITZ HAEGI

Ressortleiter
Aktuell

Synapsencocktail



GABRIEL ZÜLLIG

In Zeiten der Krise sollte man keine Krawatte tragen: Das verleiht uns die Blutzufuhr zum Gehirn.
Larry Page

Man nehme hundert Milliarden Nervenzellen – davon keine, die Schmerz empfinden kann – und werfe alles in eine Schüssel. Ein guter Schuss Flüssigkeit und eine ordentliche Portion Fett sorgen für den optimalen Geschmack. Die einzelnen Lappen schmoren lassen, aber auf konstante Sauerstoff-Zufuhr Acht geben. Das Ganze mit lateinischen Termini abschmecken, und fertig ist das menschliche Gehirn. Natürlich ist es viel komplexer als das. Es ist sogar so komplex, dass es tausende Forscher und ein paar prisma-Redakteure nächtelang auf Trab hält. Deshalb möchten wir uns im ersten prisma dieses Semesters Schicht für Schicht bis zum Hirnstamm vorarbeiten und unsere grauen Zellen kräftig anstrengen.

Ein paar Leckerbissen: Kevin Kohler stattete Forschern einen Besuch ab, die versuchen, das Gehirn ins digitale Zeitalter zu führen und kreuzt mit Lukas Studer die Klingen über der Frage, ob das Gehirn bald auf die Müllhalde der Evolution gehört. Adrian Köstli hat den Mann getroffen, der verantwortlich dafür ist, dass einige HSGler Gehirnjogging durch Karteikarten substituieren. Und Silvan Aeschlimann stellt sich auf die Seite jener Studenten, die ihre grauen Zellen trainieren wollen und seziiert schonungslos die Qualität der Lehre an der HSG.

Sorgfältiges Lesen, Grübeln, Diskutieren und Kommentieren lohnt sich – bei starker Beanspruchung verbrennt das Gehirn nämlich bis zu anderthalb Kalorien pro Minute. Zu diesem frisch zubereiteten prisma empfehlen wir deshalb eine Tafel Zartbitterschokolade und ein Glas Rotwein. Gute Lektüre! ■



Impressum

Ausgabe 356, März 2015
prisma – eine Initiative der Studentenschaft der Universität St. Gallen

Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen,
redaktion@prisma-hsg.ch

Präsident: Roman Schister
Chefredaktor: Gabriel Züllig
Finanzen und Vertrieb: Carlo Silberschmidt
Layout und Fotografie: Livia Eichenberger
Online: Klara Zimmermann
Druck: galledia AG, 058 344 96 96

Anzeigenregie: Carlo Silberschmidt,
vertrieb@prisma-hsg.ch, 079 397 93 97
Werbung in diesem Medium kann auch über Go! Uni-Werbung AG, 071 244 10 10; Mediabox, 044 205 52 40; StudiMedia, 044 201 16 55; Zenithmedia, +49 89 7105180; Amiado Group, 044 240 00 25 oder together AG, 071 222 28 18 gebucht werden.

Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion

INHALT

THEMA

- 6 **Neuro-Enhancement**
Florian Benkhalifa
- 8 **Brain Research**
Kevin Kohler
- 10 **Pro & contra Gehirn 2.0**
Kevin Kohler und Lukas Studer
- 13 **HSG Bullshit Bingo**
Roman Schister und Nina Amann
- 14 **Neuroökonomie**
Philine Widmer



MENSCHEN

- 28 **Die Umfrage**
Sandro Orefice und Sevgi Yüzülmüs
- 30 **Uniseminar feiert Geburtstag**
Adrian Köstli
- 32 **Partypics**
Simone Brunner
- 34 **Profis privat mit Catherine Roux**
Simone Brunner



CAMPUS

- 16 **Qualitätsentwicklung an der HSG**
Silvan Aeschlimann
- 20 **Gespräch mit Mr. SIM**
Matthias Müller
- 22 **Neue Masterzulassungsbestimmungen**
Nina Amann
- 24 **Die Adresspolitik der (S)HSG**
Luana Rossi
- 27 **Kurz und knackig: HSG News**
Nina Amann

SHSG

- 37 **Nahrung für's Gehirn**
Lisa Rebmann
- 38 **Das abtretende SHSG-Präsidium im Interview**
Adrian Gottwald



AKTUELL

- 40 **Agenda**
- 42 **prisma empfiehlt Keto Schumacher, Alex Wolfensberger**
- 45 **Rätsel**
- 46 **Gerücht, Zuckerbrot und Peitsche**
Keto Schumacher, Alessandro Massaro und Moritz Hägi



LIVIA EICHENBERGER

Layoutchemie



Mit Hirndoping zur Höchstleistung?

Wenn die Zeit knapp, der Druck hoch und der Stoff zu viel ist, greifen manche Studenten gerne zu Ritalin und anderen Lerndrogen. Doch was hat es mit dem Zeug eigentlich auf sich?



FLORIAN
BENKHALIFA

Redaktor

Es steht nicht zur Debatte, dass uns die Universität mit den ganzen Arbeiten, Präsentationen und Lernphasen regelrechte Berge an Arbeit vor die Nase setzt und das Gefühl der Überforderung den meisten nicht unbekannt ist. Darum verwundert es auch nicht, dass sich der eine oder andere in schwierigen Phasen nach gewissen Hilfsmitteln umsieht. Diese können vielfältige Formen annehmen: Kaffee als Wachmacher, Alkohol zur Ablenkung oder Sport als Stressventil. Für manche sind jedoch auch künstliche, illegale Stoffe zur Leistungssteigerung eine Alternative. Wer die chemische Keule wählt, wird um den Begriff Ritalin nur schwerlich herumkommen. Dennoch ist die Batterie an leistungssteigernden Präparaten mit Modafinil, Adderall, Kokain, Antidepressiva, Amphetaminen und vielen weiteren Substanzen ziemlich lang. Diese als «smart drugs» oder «neuro enhancer» bekannten Stoffe sollen die geistige Leistungsfähigkeit erhöhen, indem sie mit ihren Wirkstoffen in den empfindlichen Stoffhaushalt des Hirns eingreifen und so zu Performanceverbesserungen unseres Denkkorgans führen.

Tunnelblick aus der Tablette

Die geläufigste Lerndroge Ritalin ist zunächst einmal ein dem Betäubungsmittelgesetz unterstehendes und damit verschreibungspflichtiges, aber legales Medikament. Es wird bei Kindern mit einer ADHS-Erkrankung verschrieben, welche auf einem chemischen Ungleichgewicht des Gehirns basiert und Konzentrations- und Aufmerksamkeitsstörungen, übermässigen Bewegungsdrang und soziale Auffälligkeiten mit sich bringt. Eine Behandlung mit Ritalin lindert diese Symptome und sorgt für eine innerliche Entlastung der Unruhe. Der Wirkstoff des Medikaments nennt sich Methylphenidat und wirkt, indem er gewisse Reizrezeptoren im Gehirn ausschaltet und dadurch eine bessere Konzentrationsfähigkeit gewährleistet.

Aufgrund der gesteigerten Konzentration durch das Medikament wird Ritalin schon lange nicht mehr nur von unruhigen Kindern geschluckt, sondern gewinnt auch in akademischen

Kreisen an Zuspruch. Bei gesunden Menschen hat Ritalin ähnliche Wirkung wie Kokain und Speed, weshalb Methylphenidat im Strassenjargon auch als «Kinderkoks» bezeichnet wird, im Gegensatz zu ADHS-Patienten aber eher stimulierend als beruhigend wirkt. Methylphenidat schraubt die allgemeine Hirnaktivität zurück, was den Fokus auf eine Hauptaufgabe einengt und den Impuls, sich mit Unwichtigem wie Facebook, Whatsapp, Essen oder Fernsehen abzulenken, unterdrückt. Unter Einfluss von Methylphenidat berichten Studenten über stundenlange Konzentrationsphasen, was als gute Grundlage für das stupide Auswendiglernen aberhunderter Karteikarten dienen mag.

Dennoch sind die Effekte zu relativieren: Von Methylphenidat profitieren nur Studierende, die ohnehin schon Konzentrationsschwächen offenbaren. Personen, die sonst auch motiviert und konzentriert arbeiten, erfahren keine signifikante Leistungssteigerung. Darüber hinaus erfährt ein gesundes Gehirn das eventuelle Plus an Konzentrationsfähigkeit gemäss mehreren Studien nur auf Kosten von Kreativität und Assoziationsfähigkeit.

Ungewisse Nebenwirkungen

Die Nebenwirkungen von Ritalin reichen von Herzrasen, Herzklopfen, Appetitlosigkeit, Niedergeschlagenheit und Depression über visuelle Halluzinationen, Selbstmordgedanken, psychotisches Verhalten sowie Aggressionen oder gewalttätiges Verhalten, insbesondere bei falscher Handhabung. Berichtet wird auch über minutenlanges Verlieren in sinnlosen Details, neblige Schleier im Blickfeld und totale Reizabschirmung, verbunden mit sozialem Rückzug oder mangelnder Ansprechbarkeit. Dass die Dosis nicht über das Körpergewicht, sondern anhand der Schwere der ADHS-Symptome verabreicht wird, begünstigt eine gefährliche «Handhabung» zudem. Wer sich weniger Sorgen über die Nebenwirkungen des Medikaments macht, da es ja ohnehin an Kinder verschrieben würde, sollte sich im Klaren sein, dass die Langzeitwirkungen bei gesunden Menschen ungewiss sind und der



Eingriff in das höchst sensible System des Hirns immer mit unabsehbaren und hochgradig individuellen Folgen verbunden ist. Die Gefahr einer psychischen und physischen Abhängigkeit wird zudem durch auftretende Gewöhnungseffekte erhöht. Generell fallen die Nebenwirkungen aber in den meisten Fällen nicht sehr schlimm aus, weshalb Ritalin auch zu den beliebtesten Lerndrogen zählt. Das Risiko liegt eher bei ungewissen Langzeitfolgen und der Tatsache, dass Methylphenidat in den Stoffhaushalt des Gehirns eingreift und die individuellen Reaktionen schwer voraussehbar sind.

Ungleicher Konsum

Man sollte sich von hysterischen Medienberichten allerdings auch nicht irreleiten lassen, der Einsatz von Ritalin ist hierzulande immer noch ein Minderheitsphänomen. Eine Online-Umfrage des Schweizer Instituts für Sucht- und Gesundheitsforschung aus dem Jahr 2013 unter 6'275 Studenten der Universitäten Zürich und Basel sowie der ETH ergab, dass 4.1 Prozent der Studierenden bereits einmal Ritalin zu Lernzwecken eingesetzt hat, also weniger als jeder Zwanzigste. Allerdings zeigen sich interessante Unterschiede zwischen den Studienfächern. Die grössten Ritalin-Junkies sind die Architekturstudenten: Von ihnen greifen mehr als doppelt so viele auf Neuroenhancer zurück als bei Mathematikern oder Sportlern und – wer hätte es gedacht? – auch Wirtschaftsstudenten bedienen sich überdurchschnittlich oft an unerlaubten Hilfsmitteln.

Noch bedeutender als die Unterschiede zwischen Studienrichtungen sind jedoch jene zwischen Ländern. Im angloamerikanischen Raum erfreu-

en sich Neuroenhancer, insbesondere Modafinil und Adderall, einer deutlich höheren Beliebtheit als an deutschsprachigen Universitäten. An den Ivy-League Universitäten geben rund 20 Prozent der Studenten an, verschreibungspflichtige Medikamente benutzt zu haben.

Zu guter Letzt...

Es ist immer eine persönliche Entscheidung, zu solchen Mitteln zu greifen oder nicht. Wer Prüfungen nur noch mit Hilfe psychoaktiver Substanzen übersteht, wird sich wohl nie ganz sicher sein können, wie viel der Leistung er Kraft seiner eigenen Fähigkeiten erbracht hat und wie sehr er auf die Wirkungen solcher smart drugs angewiesen ist. Wer den Widrigkeiten des studentischen und beruflichen Lebens nur unter Betäubung (denn dies bewirkt Methylphenidat; es betäubt diverse Hirnaktivitäten) gerecht wird, sollte sich fragen, ob das wirklich ein Plus an Lebensqualität mit sich bringt oder die Situation und Anforderungen auf lange Sicht nur noch prekärer macht.

Andererseits haben technische Fortschritte die Leistungsfähigkeit unserer Gesellschaft aber bereits ohnehin in unfassbare Dimensionen gebracht, warum die Leistungssteigerung jetzt nicht auch in den menschlichen Organismus übertragen? Am Ende ist Neuroenhancing also nicht nur eine gesundheitliche, sondern auch eine ethische Frage, welche jeder für sich selbst zu beantworten hat. Es kann also sicherlich nicht schaden, die Angelegenheit gewissenhaft zu überdenken, bevor man zur kleinen Tablette greift. ■

Foto Livia Eichenberger

Decoding the Human Brain

Understanding the brain, the most complex and important organ of the human body, is one of the defining challenges for humanity in the 21st century. The stakes in this competition are enormously high and as it turns out, Switzerland is right in the midst of it.

In 2013 the European Commission decided on two projects for their record flagship grants of approximately one billion euros each for future and emerging technologies. The winners were the exploration of the «wonder material» Graphene and the Human Brain Project (HBP), a research collaboration of 135 partner institutions directed by the École polytechnique fédérale in Lausanne (EPFL). The goal of the HBP is to combine existing knowledge in the fields of neuroscience, computer science, robotics and microelectronics in order to build a whole brain emulation, a realistic computer simulation of the human brain, by 2023.

The potential benefits of being able to run a digital simulation of a brain are vast. For example, it could abolish the need to use animals to test new drugs or help to create new and better treatments for brain diseases like Alzheimers or Parkinson. On the other hand, creating digital «plagiats» of the human brain may have implications that not everybody will like. Absent of political reform, emulated brains are likely to substitute biological brains in the workplace since they can be replicated easily and basically work at the cost of their energy consumption. The stereotypical HSG capitalists may already be rubbing their hands with glee at the outlook of the exploitation of digital workers, however, bear in mind that this could very well mark the end of the hegemony of biological humans in general. Then again, following the argumentation of Nick Bostrom, the Oxford professor who wrote the ominous book that scares Elon Musk, Bill Gates and Stephen Hawking, anthropomorphic artificial intelligence is hardly mankind's greatest concern.

When biblical wonders become reality

The HBP mainly conducts basic research and it will still take some years until its effects become visible to the general population, however, the EPFL is one of the leading universities on the application side as well. In the Center for Neuroprosthetics (CNP) scientists are working on tools and therapies for people with disabilities. Their list of projects is

impressive, their goals are often nothing short of literal biblical wonders. The centers research includes developing auditory brainstem implants to cure deafness, enabling people to walk again after a spinal cord injury, the restoration of vision or creating brain-computer-interfaces that allow to feel and move artificial limbs, bodies or robots.

prisma met with Bruno Herbelin, the manager and deputy director of the CNP, who elaborated on the functionality, impacts and limitations of the center's research.

Mr. Herbelin, how can a brain communicate with a computer?

Put simply, we can do an electroencephalography (EEG), which measures electric currents on different points of the scalp. This yields a certain pattern of activity, which can be linked to an action if detected. Take for example a stroke patient who can't move the fingers of his arm anymore. For therapeutic reasons it is important that the intention of the brain to move the hand is rewarded. When the computer recognizes the EEG signature for the contraction of his fingers, it electrically activates your muscles – as in the classic example of the frog leg – so that your hand forms a fist.

However, this technology also has its limitations. An EEG is a little bit like putting a stethoscope on the walls of a building in order to understand what the people are doing inside. You will probably register more concentrated noise around lunchtime but understanding what an individual types on his computer is next to impossible.

Applications for motorly disabled people as for example ALS patients often only work with a binary distinction between «yes» and «no», which form patterns that are quite easy to detect. Letters or words are shown in order of their fre-

quency and the patient confirms or negates. The downside of this technology is of course the very slow writing speed.

Despite all difficulties there has been some amazing progress over the last years in treating people with sensory handicaps. Might disabilities disappear altogether somehow in the foreseeable future?

The short answer is no. There will probably always be some diseases or disabilities that we cannot fully cure, nevertheless, I hope to see a drastic reduction of afflictions within my own lifetime, or at least that of my daughter. Furthermore, it's not just a matter of technology; sometimes it's also an ethical question. Let me give you an example: Today we know that deafness is quite limited. If

we give a 4-year-old a cochlear implant, he or she will be able to live a normal life; listen to the radio, watch TV, go to a regular school class and so on. However, we have seen that not all deaf parents want their child to get an implant, mainly because they fear their offspring will grow up in a different culture. Can we force those parents to have their child operated? The tragedy of this situation is that because the community of deaf people is shrinking quite rapidly nowadays, those remaining in it are marginalized even more.

At the moment technologies like auditory implants are primarily aimed at helping people with disabilities to get to the level of an unimpaired person. Nevertheless, in theory they could also be used to improve perfectly healthy humans...

Yes, one day in the future we might actually be able to fabricate an auditory implant that will let you hear better, for example as a spy tool; or people will want a cochlear implant that integrates their phone. I assume that the societal acceptance of having technology implanted in your body will increase over time until it will hardly be treated differently than having a piercing or a tattoo.

We certainly will be transformed in the future and in some way we will become superhumans. Nonetheless, let's not forget, compared to the humans who lived a hundred years ago we already are superhumans today. ■

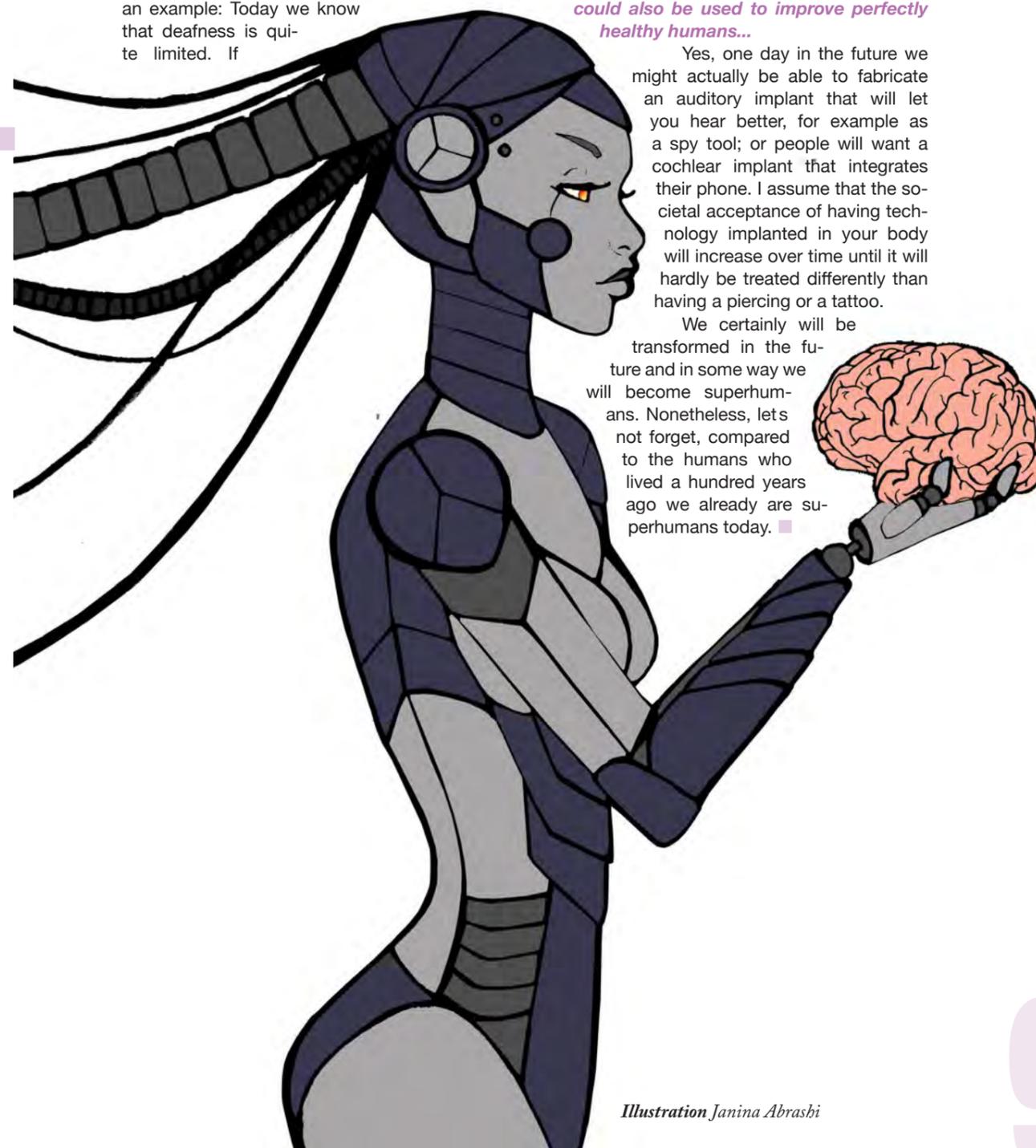


Illustration Janina Abrashi



KEVIN KOHLER

Soll unser Gehirn durch Technik ersetzt werden?

Ja. Der Mensch muss seine biologischen Einschränkungen überwinden, sonst hat er keine Zukunft.

Der Mensch ist das (vorläufige) Produkt stetiger inkrementeller Veränderungen und Anpassungen an die Umwelt durch den Prozess der natürlichen Selektion. Die Entwicklung vom Einzeller über den Plattwurm zum Panzerfisch bis hin zum modernen Nacktaffen dauerte allerdings ziemlich lange, rund vier Milliarden Jahre.

In den letzten paar tausend Jahren hat sich der Mensch nun zunehmend aus der Sklaverei der Gene befreit, indem er es geschafft hat, Informationen ausserhalb seiner DNS generationen- und regionenübergreifend weiterzugeben und damit einen stetig wachsenden Wissens- und Technologiepool zu kreieren. Die 1'000 Jahre oder rund 50 Generationen, welche uns vom dunkelsten Mittelalter trennen, sind aus evolutionärer Perspektive praktisch eine Momentaufnahme. Was sich jedoch drastisch verändert hat, ist die Technologie.

Eine unbequeme Wahrheit

Je weiter die Wissenschaft fortschreitet, desto mehr zerfällt der menschliche und organische Superioritätsmythos. Noch sind es erst Spiele wie Schach oder Jeopardy, in welchen der «Meister» dem «Lehrling» unterlegen ist – noch. Im Endeffekt ist der Mensch nur eine Maschine, eine sehr sophistische zwar, aber keineswegs eine perfekte. Spätestens wenn die unter anderem vom Human Brain Project verfolgte «Who-

le Brain Emulation» (siehe Seite 8) eines Tages Realität wird, müssen wir uns eingestehen, dass auch Dinge wie Kreativität keine Magie, sondern quantifizierbare und digital simulierbare Prozesse sind.

Die physikalischen Grenzen von künstlicher Intelligenz sind aufgrund der schnelleren Kommunikationsart enorm viel höher als jene des Menschen. Wenn maschinelles Lernen und rekursive Selbstverbesserung ihr zu weiterem exponentiellen Wachstum verhelfen, müssen wir uns also warm anziehen. Hat ein superintelligenter Organismus wirklich nichts Besseres zu tun, als auf ewig der «Server» der Menschheit zu sein? Wie lange kann der Mensch noch etwas, das Maschinen nicht besser und billiger können? Die Zukunft braucht uns nicht!

Der posthumanistische Imperativ

Der Mensch hat einen positiven Feedbackloop in Gang gesetzt, welcher ihn langfristig einem enormen Transformationsdruck aussetzt. Wenn wir einmal von einer explosionsartigen Rückkehr zum Primitivismus oder einer neoluddistischen Diktatur à la Brave New World absehen, bleibt dem Mensch nur der Versuch, mit dem exponentiellen Wachstum maschineller Intelligenz mitzuhaltend, um seine langfristigen Überlebenschancen zu wahren. Dazu müssen wir allerdings in ein anderes Medium wechseln, zum Beispiel durch die Digitalisierung des Bewusstseins, wie es Transhumanistenpapst Ray Kurzweil postuliert. Dies hört sich zwar sehr radikal an, doch in Realität hat der Verschmelzungsprozess mit unserem Gehirn längst begonnen. Unser übliches Portal in die digitale Welt von PCs über Laptops, Smartphones hinzu Wearables wurde und wird immer stärker in unseren Körper integriert. Am Ende ist die Frage nicht, ob der Mensch eines Tages durch Technologie ersetzt werden wird, sondern ob der Mensch es schafft, ein Teil dieses neuen Paradigmas zu sein. ■

Ressortleiter Thema Kevin Kohler

Nein. Wir müssen uns nicht umprogrammieren für eine digitale Zukunft. Das tut unser Gehirn von alleine.

«Auf unseren Schultern», sagte der Physiker Michio Kaku, «sitzt das komplizierteste Objekt des Universums.» Unser Gehirn besteht aus hundert Milliarden Neuronen, und jedes Neuron ist mit zehntausend anderen verbunden. Die Wissenschaft versteht unseren Denkapparat immer besser. Doch vieles bleibt rätselhaft: Wie entsteht Bewusstsein? Wie viel unserer Persönlichkeit wird vom Gehirn bestimmt? Haben wir überhaupt einen freien Willen? Jeder seriöse Hirnforscher wird bestätigen: Wir wissen weit weniger, als wir nicht wissen.

Der ultimative Evolutionsvorteil

Das Gehirn leistet Beeindruckendes. Inselbegabte ziehen die dritte Wurzel einer achtstelligen Zahl im Kopf, sprechen dutzende Sprachen fließend oder spielen die schwierigsten Klavierstücke fehlerlos nach dem Gehör. Bei Neurologen, die verstehen wollen, wie das Gehirn solche Höchstleistungen vollbringt, überwiegen Erstaunen und Ahnungslosigkeit. Seltsame Formen von Hirnkrankheiten, nachzulesen etwa in Oliver Sacks Fallgeschichten, legen denselben Schluss nahe: Das Gehirn ist ein bisweilen unerklärliches, ja unerforschliches Organ.

Was wir wissen: Die neuronale Struktur verändert sich bis ins hohe Alter. Das Gehirn kann sich sogar selbst regenerieren. Manche Menschen erlernen nach einem Hirnschlag die Fähigkeit zu sprechen neu. Die grosse Stärke dieses erstaunlichen Organs ist das Lernen, das Anpassen an neue Situationen. Nur deshalb hat der Mensch die Erde in so kurzer Zeit bevölkert: Der ultimative Evolutionsvorteil des Homo sapiens ist sein Gehirn. Wir müssen uns nicht umprogrammieren, um mit der technologischen Entwicklung Schritt zu halten – unser Gehirn passt sich selbst an. Oder ist die Feinmotorik des Tastaturschreibens etwa seit der Steinzeit im Hirn gespeichert?

Keine Angst vor den Algorithmen

Das Gehirn ist kein Computer. Ein Programm kann nur, wozu es geschrieben wurde – «auf neue Si-

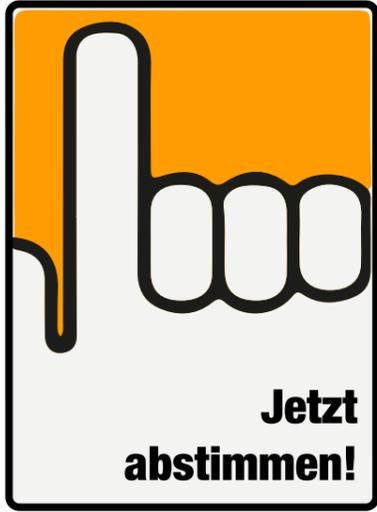
tuationen reagieren» ist ein unzureichend formulierter Befehl. Selbst wenn wir die Funktionsweise des Gehirns einmal vollständig entschlüsselt haben sollten, liesse sie sich nicht in Algorithmen abbilden, die dann, angeschlossen an unendliche Rechenpower, der Menschheit den Kampf ansagten. Ein Wettrüsten «Mensch gegen Maschine» wird auch in Zukunft nur zwischen den Buchdeckeln von Science-Fiction-Romanen vorkommen.

Mehr Platz für Kreativität

Es ist jedoch denkbar, dass Gadgets wie die Datenbrille stärker in physiologische Prozesse integriert werden. Vielleicht vermögen zusätzliche sensorische Reize sogar die Leistungsfähigkeit des Gehirns zu steigern. Doch der umgekehrte Schritt, die digitale Reproduktion unserer Gehirnleistung, wird nie mehr sein als eine kreative Eingebung phantasiebegabter Zukunftsforscher. Künstliche Intelligenz wird uns lästige Aufgaben abnehmen und Arbeitsspeicher freihalten für das, was wir maschineller Intelligenz immer voraushaben werden: Kreativität und Innovation, Neugier und Abenteuerlust, Empathie und Liebe. ■

Redaktor Lukas Studer

prisma



Du entscheidest, was wir schreiben!

In über 55 Jahre prisma erzählt sich so manche Geschichte: von den 68er-Protesten bis zur Fliege Erika. Die Geschichte geht weiter - du entscheidest, wie!

Entscheide dich zwischen diesen fünf Themen:



Schicke das Thema, das du dir als Krönung dieses Semesters wünschst, per E-Mail oder SMS an redaktion@prisma-hsg.ch, bzw. 076 579 92 21.



Oder nimm an unserer Facebook-Umfrage teil. facebook.com/pages/prisma/199093791817

prisma prisma prisma prisma prisma

HSG BULLSHIT BINGO!

Was sich unser Gehirn bei Arbeiten eigentlich denkt ...

Spielregeln

1. Schreibe eine WHA, Bachelor- oder Masterarbeit.
2. Nein, nicht Kaffee trinken, schreiben!
3. Jedes Mal, wenn dir einer der links stehenden Gedanken kommt, kreuze ihn durch.
4. Hast du eine ganze Spalte oder Zeile gefüllt, schreie laut durch die Bib: «BINGO!»

My sample is too small	20 Seiten ???	Wer hat eine englische Eigenständigkeitsklärung?	Wie zitiert man das?	Öffnungszeiten Sekretariat? -Nie!
Was? 3 Mal ausdrucken?	Lieg im Metsger	Ich hab' jetzt die Grob-Dispo	NOTWITHSTANDING	NE-VER-THE-LESS
Ich wache ein 7. Semester	Formulierungsvorlagen?	JOKER	Ich hab nur ne 5, ich muss an die Prüfungseinsicht	In dieser Arbeit wird untersucht...
Wo isch's Cover-Sheet?	ZU WENIG PLATZ!	KAFFEE?	Ladege-räääääääät ?!?	EINLEITUNG FERTIG!
I'LL START TOMORROW	REKURS!	Wer hat seine WHA bei XY geschrieben? --> PM	Nachtschicht	Buch schon ausgeliehen =(



Präsident



Resortleiterin



Wie Biologie und Ökonomie unser Verhalten erklären

Wo die Mikroökonomik aufhört, fängt die Neuroökonomie an – ein junges Forschungsfeld, das mit einem Blick ins Gehirn Verhalten zu erklären versucht.



Redaktion
PHILINE WIDMER

Entscheidungen ohne Ende: Ob es um Konsumenten, Firmen oder Regierungen geht, die Ökonomie versucht, Entscheidungsverhalten zu modellieren. Jeder sieht sich selbst täglich mit unzähligen Entscheidungen konfrontiert. Auch wenn nicht alle davon lebensverändernd sind, halten sie unser Gehirn auf Trab.

Was genau passiert in unseren Köpfen eigentlich, wenn wir entscheiden? Entsprechen die Prozesse dem, was die Ökonomie behauptet? Um dies zu untersuchen, hat sich in der Forschungslandschaft ein neues Paar vereinigt: Aus der Kombination von Ökonomie und Neurowissenschaft, einem Zweig der Biologie, ist die Disziplin der Neuroökonomie entstanden. prisma hat sich mit Philippe Tobler (Bild rechts), Assistenzprofessor für Neuroökonomie und Soziale Neurowissenschaft, unterhalten. Er forscht an der Universität Zürich, die sich in diesem noch jungen Forschungsfeld einen Namen gemacht hat.

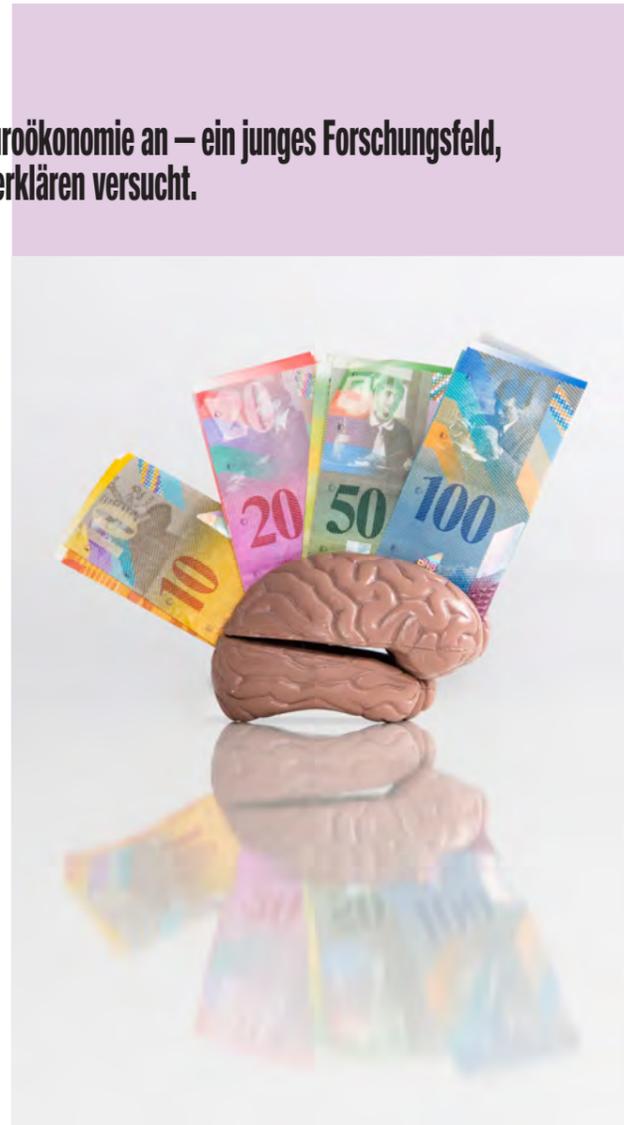
Herr Tobler, was ist Neuroökonomie?

Die Neuroökonomie ist im letzten Jahrzehnt aufgekommen. Sie untersucht, was im Gehirn abläuft, wenn man entscheidet. Konkret geht es um Entscheidungen, welche sich an Werten orientieren. Neuroökonominnen verbinden die Ökonomie mit Neurowissenschaften, Psychologie und Informatik. Die Methoden sind vielfältig: Wir wenden etwa bildgebende Verfahren an, die zeigen, welche Hirnbereiche in bestimmten Situationen besonders aktiv sind. Wir können auch analysieren, wie Probanden reagieren, wenn bestimmte Hirnbereiche stimuliert werden oder wie sich Patienten verhalten, bei denen Hirnstrukturen geschädigt sind. Unsere Hypothesen und Erkenntnisse fassen wir in formale ökonomische beziehungsweise psychologische Modelle.

In welchem Zusammenhang steht die Neuroökonomie zu anderen Gebieten der Ökonomie?

Sie steht nahe bei der Mikro- und der Verhaltens-

ökonomie. Unterdessen gibt es auch Ansätze zu makroökonomischen Themen. Eine wichtige Unterscheidung zur Verhaltensökonomie ist jedoch, dass die Neuroökonomie auf tatsächliche biologische Prozesse fokussiert. Es geht nicht darum, ob ein Modellparameter maximiert wird, sondern um die Aktivität in einem bestimmten Hirnbereich. Für meine Arbeit von grossem Interesse sind unter anderem Zellen, die Dopamin ausschütten, oder der ventromediale Präfrontalkortex, der unten im Gehirn, hinter den Augen liegt. Diese Strukturen spielen beispielsweise eine Rolle für unsere Motivation.



Wer profitiert von der Neuroökonomie?

In der Praxis profitiert momentan vorwiegend die Medizin. Viele psychische Krankheiten wirken sich auf die Entscheidungsfindung aus, etwa in Form von Zwangsstörungen, Schizophrenie oder Drogensucht. Letzlich sind Entscheidungen aber überall im Alltag präsent.

Obwohl ich mit Psychiatern zusammenarbeite, ist meine Forschung primär Grundlagenforschung. Unsere Vision ist es, Entscheidungsmechanismen auf der Basis neuronaler Grundlagen genau zu verstehen, sodass wir daraus Modelle ableiten können. Diese sollten präzise Vorhersagen erlauben und in der allgemeinen Anwendung nicht mehr davon abhängig sein, dass man den Leuten ins Gehirn schaut – ein verbessertes ökonomisches Standardmodell.

Profitieren Unternehmen auch? In den Medien liest man zum Beispiel immer wieder von Neuromarketing – die Benutzung neurowissenschaftlicher Erkenntnisse, um den Absatz zu steigern.

Neuromarketing ist aus meiner Sicht Zukunftsmusik, wenig ist im Moment wirklich erwiesen. Man muss deshalb aufpassen, keinen falschen Versprechen auf den Leim zu gehen.

Persönlich hatte ich einmal eine Zusammenarbeit mit der Industrie. Es ging darum, wie man Botschaften bezüglich Umwelterhaltung effektiv übermittelt. Oft weiss man ja, was eigentlich langfristig gut wäre. Die Frage ist dann, wie die verschiedenen Motive abgewogen werden und wie man die langfristigen gegenüber den kurzfristigen stärken kann. In unserem Fall haben wir geschaut, wie stark unterschiedliche Präsentationsarten diese verschiedenen Motive und die entsprechenden Hirnbereiche aktiviert haben.

Könnten Unternehmen Hirnbereiche von Mitarbeitern oder Kunden auch direkt stimulieren, vielleicht ohne deren Wissen? Müssen wir bald damit rechnen, beim Anlageberater vertrauenseinflössende Hormone einzuatmen?

Das wäre originell – aber nein, da müssen Sie sich vorerst keine Sorgen machen. Um eine wirksame Dosis abzukriegen, müsste man Ihnen schon einen kräftigen Stoss Nasenspray verabreichen, das würden Sie merken. In der Therapie ist das anders, ein Patient will ja einen Wirkstoff einnehmen, weil er sich Linderung verspricht. Was andere Methoden betrifft: Im Labor kann man zwar durch kontrollierte Stimulation Verhaltensänderungen verursachen. Ein Beispiel: Leute, die entsprechend stimuliert wurden, fuhren im Fahrsimulator mit weniger Risiko, sie fuhren weniger nahe auf oder hielten bei Orange noch an. Dafür ist aber einiges an Gerätschaft erforderlich! Im Alltag könnte man so etwas auch nicht machen, ohne dass Sie etwas bemerken würden. Was Firmen heute schon umsetzen, auf Verhaltenzebene, ist viel subtiler, zum Beispiel wo die Produkte im Regal stehen.

Zum Stichwort Risiko: Sie haben viel dazu geforscht. Manche Hirnregionen beeinflussen die Risikofreudigkeit. Ist Risikofreudigkeit angeboren wie die Haarfarbe?

Eine gewisse Veranlagung ist genetisch vorgegeben, aber man passt sich auch situativ an. Im Allgemeinen sind die Leute risikoavers. Wenn man jedoch nur überleben kann, indem man sich risikofreudig verhält, wird man das tun, wie etwa Auswanderer, die vor einer Hungersnot fliehen. Zudem ist Risikobereitschaft nicht unbedingt eine bereichsübergreifende Eigenschaft. Sie könnten zum Beispiel gleichzeitig ein Finanzspekulant sein und sich beim Sport wenig trauen.

Ist generelle Risikoaversion eine menschliche Eigenschaft? Sind wir da Sonderfälle der Natur?

Überhaupt nicht! Risikoaversion wurde sogar bei Bienen und Hummeln festgestellt. Man kann auch Risikoprämien für verschiedene Arten bestimmen. Der Vergleich des Nutzens von Belohnung zwischen den Arten ist aber schwierig, ein bisschen Fruchtsaft mag nicht für alle Arten die gleiche Bedeutung haben.

Jede Art profitiert natürlich auch von ein paar Risikofreudigen – von denjenigen, die eine neue Speise als erste probieren, ein Unternehmen gründen oder zum Mond fliegen. ■

Fotos Livia Eichenberger/Philine Widmer

Dein Gehirn als Forschungsobjekt? Hier kannst du dich anmelden, wenn du selbst an einer neuroökonomischen Studie teilnehmen möchtest:

<https://www.uast.uzh.ch/register?locale=de>

Vollgas im Leerlauf

Studenten und Dozenten an der HSG sind sich einig: Die jetzige Qualitätsentwicklung an der HSG verkommt zur Farce. Baustellen gibt es an verschiedenen Fronten.



SILVAN AESCHLIMANN

Welcher HSG-Student kennt sie nicht – die Fragebögen der Stelle für Qualitätsentwicklung, die allen kurz vor Semesterende vorgelegt werden? Meistens werden die Studenten aufgefordert, die Bögen in der Pause auszufüllen oder man widmet die letzten fünf Minuten der Vorlesung dieser Aufgabe. Dann gilt es, schnellstmöglich die Kreuze in die fünf Kolonnen von sehr gut bis ungenügend zu setzen und wenn möglich noch kurz einen schriftlichen Kommentar zur Veranstaltung abzugeben, bevor man sich auf den Weg nach Hause macht. Das ist der Teil der Qualitätsentwicklung an der HSG, den alle Studenten, die regelmässig Vorlesungen besuchen, erleben.

Qualitätsentwicklung als «Affenveranstaltung»

prisma hat bei Studenten nachgefragt, nach welchen Kriterien sie die Bögen und die Qualität der Dozenten und Veranstaltungen bewerten. Dabei erhielt man wenig überraschende Angaben: faire Notengebung, Arbeitsaufwand, Unterhaltsamkeit und auch das Engagement des Dozierenden. Wird nachgehakt, ob auch spezifische Kommentare zur Verbesserung des Unterrichts gemacht worden seien, erntet man tadelnde bis höhnische Blicke: «Nein. Das bringt jetzt nichts mehr. Verändert wird ja doch nichts und im Ausnahmefall erst im nächsten Jahr, dann hilft es uns aber nicht mehr», sagt ein Student, der anonym bleiben will.

Überraschender ist da schon, dass selbst Dozenten eine kritische bis ablehnende Haltung gegenüber der jetzigen Qualitätsentwicklung an der HSG einnehmen. Hier muss angefügt werden, dass längst nicht alle Dozenten sich dazu bereiterklären, Fragen zur Brauchbarkeit der Qualitätsentwicklung an der HSG zu beantworten und auch diejenigen nur unter der Bedingung, anonym zitiert zu werden. Ist diese Voraussetzung erstmal erfüllt, kommt der Stein so richtig ins Rollen und die Meinungen reichen von «nicht zweckmässig» bis zu «Affenveranstaltung». Wie kommt es, dass sowohl Studenten als auch Dozenten der jetzigen Praxis der Qualitätsentwicklung ablehnend gegenüber eingestellt sind, sich diese aber dennoch nicht grundlegend ändert?

Entwicklungssystem auf zwei Ebenen

Um dieser Frage auf den Grund gehen können, müssen zuerst zwei grundlegende Fragen beantwortet werden: Warum wird Qualitätsentwicklung betrieben und wie funktioniert diese an der HSG? Zumindest die erste der beiden Fragen erscheint zunächst rhetorisch, entpuppt sich aber bei genauerem Hinsehen als nicht ganz so offensichtlich. In den Leitlinien der HSG wird die Zielsetzung der Qualitätsentwicklung folgendermassen beschrieben: «Qualitätsentwicklung dient der Stärkung und Weiterentwicklung eines nach internationalen Massstäben hohen Standards der Qualität von Lehre, Forschung, Dienstleistung, Management und Verwaltung.» Um diese Ziele im Bereich Lehre zu erreichen, gibt es an der HSG ein System auf zwei Ebenen. Auf der strategischen Ebene ist der Delegierte für Qualitätsentwicklung, Professor Dieter Euler, dafür verantwortlich, welche Programme evaluiert werden und wie mit negativen Resultaten umgegangen wird. Auf operativer Ebene ist die Stelle für Qualitätsentwicklung unter der Leitung von Peter Lindstrom für die Erfassung und Auswertung der Daten verantwortlich.

Reputation im Vordergrund

Was viele Studenten aber nicht wissen, ist, dass die Fragebögen, die sie auszufüllen haben, nur einer von mehreren Bausteinen im Bauwerk der Qualitätsentwicklung darstellt und dabei wohl nicht einmal der Wichtigste: «Unser primäres Ziel ist es, mit den Evaluationsbögen mehr Transparenz zu schaffen, um die Qualität der Lehre sicherzustellen», erklärt Peter Lindstrom. Dabei sei man sich bewusst, dass die Fragebögen nicht vollkommen sind. «Aber sie sind schwarz auf weiss, ein Anhaltspunkt für Gespräche mit den Dozierenden.» Die weiteren Bausteine der Qualitätsentwicklung sind Peer Reviews, Fokusgruppen, Alumni-Befragungen und Akkreditierungen.

Den Akkreditierungen gilt dabei ein spezielles Augenmerk. «Akkreditierungen sind ein sehr mächtiges Element», sagt Dieter Euler. Bei Akkre-



ditierungen geht es darum, sich von einer externen Organisation eine gewisse Qualität bescheinigen zu lassen. Diese Akkreditierungen sind freiwillig, kostenpflichtig und dienen als qualitatives Gütersiegel für Universitäten und fördern ihre Reputation. So war die HSG die erste deutschsprachige Universität, die sowohl von der amerikanischen Association to Advance Collegiate Schools of Business (AACSB) und dem European Quality Improvement System (Equis) akkreditiert wurde. Hier gilt festzuhalten, dass Qualitätsentwicklung nicht nur zum Zwecke der Verbesserung der Lehre, sondern auch als Reputationsgründen betrieben wird.

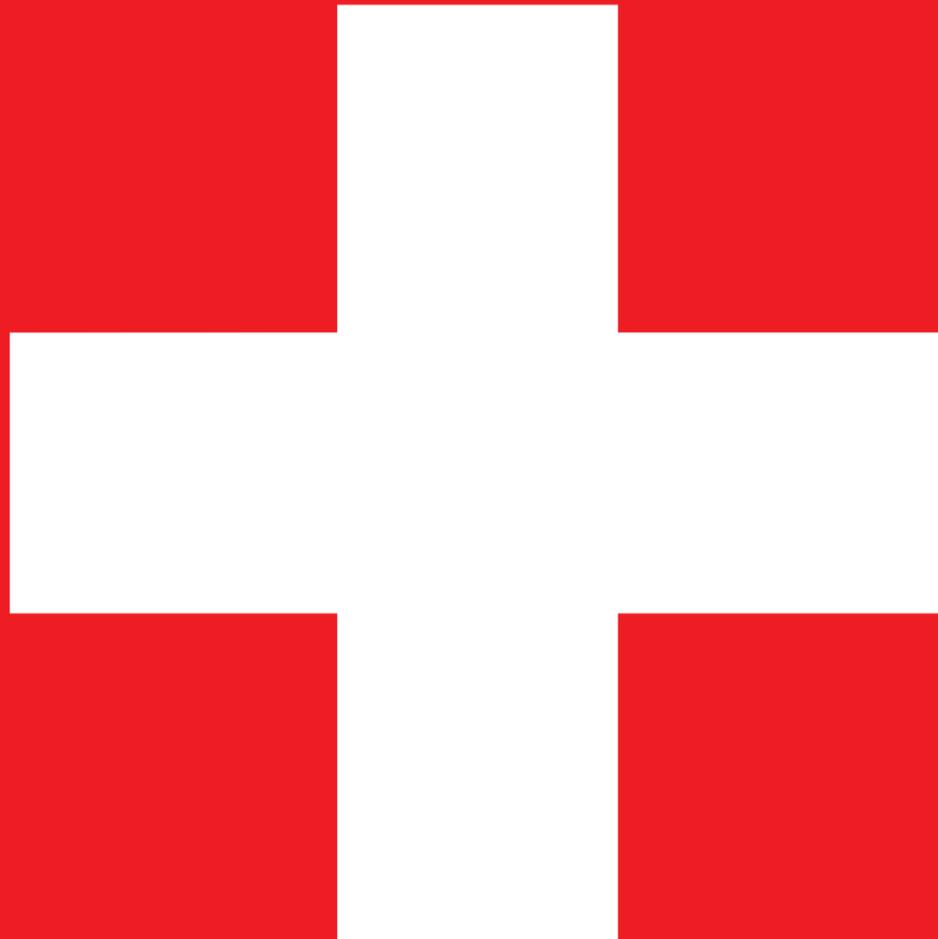
Keine Professorenrankings

Mit diesen Informationen als Hintergrundwissen wird es einfacher zu erörtern, wie so sowohl Studenten als auch Dozenten gegenüber der Qualitätsentwicklung kritisch eingestellt sind. Augenfällig wird vor allem, dass die Kritikpunkte nicht dieselben sind. «Diese Evaluationsbögen helfen mir überhaupt nicht, mich zu verbessern», sagt ein Dozent, der anonym bleiben will. Eine Nummer von eins bis fünf helfe ihm nicht, seinen Unterricht zu verbessern, ausserdem werde er in der Kommentarspalte verunglimpft und dann auch noch so auf Studynet an den Pranger gestellt. «Die Asymmetrie zwischen den Evaluierenden und den Evaluierten ist ein grosses Problem.»

Asymmetrie ist eine Thematik, die auch die Studenten beschäftigt. Ein Student, der ungenügende Leistungen bringt, muss die Universität verlassen, bei Dozenten ist die Angelegenheit um einiges komplizierter. Hauptkritikpunkt ist die Vermutung, dass negative Kursevaluation gar nicht oder erst (zu) spät ernst genommen werden. Ist diese Kritik berechtigt? «Wir nehmen die Rückmeldungen der Studenten sehr ernst», sagt Dieter Euler. Erhalte man



Bringen Sie Ihre Pluspunkte ein.



Die Schweiz, unser Unternehmen.
www.stelle.admin.ch



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

vermehrt die Rückmeldung, dass eine Veranstaltung nicht optimal funktioniere, werde das Gespräch zum Dozenten gesucht, wobei es am Dozenten sei, Verbesserungsvorschläge zu unterbreiten. Das Ganze geschehe unter dem Grundsatz der Qualitätsentwicklung, im Gegensatz zur Qualitätskontrolle, die man sonst aus der Wirtschaft kenne. «Deshalb gibt es an der HSG auch keine Professorenrankings», so Euler. Rankings seien ein Sanktionierungsinstrument und würden nicht dazu führen, dass sich die Situation verbessere.

Lehre als Muss

Unabhängig davon, ob Rankings einen positiven oder negativen Effekt auf die Qualität an der HSG haben würden, stellt sich natürlich die Frage, welchen Anreiz Dozenten in Abwesenheit eines Kontrollsystems haben, eine qualitativ gute Lehre anzubieten. Die ehrlichen Antworten von Dozenten lassen in den Ohren eines Studenten alle Alarmglocken läuten: «Eigentlich haben wir einen Anreiz, möglichst wenig in die Lehre zu investieren. Schliesslich werden wir aufgrund unserer Forschungsergebnisse und nicht der Lehre angestellt», sagt eine Professorin, die anonym bleiben will. «Hat man erstmal einen Lehrstuhl inne, kann einem Weigentlich nichts mehr passieren», so ein anderer.

Damit kommt ein weiterer Punkt zur Sprache, der aufgrund asymmetrischer Machtverhältnisse einen negativen Einfluss auf die Qualitätsentwicklung an der HSG hat. Die Anstellungsverhältnisse der Dozierenden sind längst nicht alle gleich. So wird alle acht Jahre über die Weiterführung eines Anstellungsverhältnisses eines Professors entschieden, der einen Lehrstuhl inne hat. Im Gegensatz dazu sind Lehrbeauftragte je nach Gutdünken der Programmleiter auf Ende des Semesters hin ersetzbar. Das führt dazu, dass Lehrbeauftragte viel stärker von den Evaluationen der Studenten abhängig sind, da sie im Falle von negativen Rückmeldungen um ihren Job bangen müssen. Eine solche Konstellation im System führt zu Extremsituationen, wie sie Studenten letztes Semester in Kontextveranstaltungen erfahren haben, als Lehrbeauftragte vor dem Ausfüllen der Qualitätsevaluationsbögen eine Werbepäsentation für sich hielten, um den Studenten in Erinnerung zu rufen, dass sie von ihnen unterstützt worden seien, oder sie aufforderten, nett zu sein, da ihr Job davon abhänge.

Anreiz zur Noteninflation

Ein Blick auf die empirischen Daten zeigt, dass Kontext- und Pflichtwahlveranstaltungen an der HSG im Schnitt besser bewertet werden als Pflichtveranstaltungen. Das sei aber nicht weiter erstaunlich, erklärt Peter Lindstrom. So würden im Schnitt

grössere Veranstaltungen auch leicht schlechter bewertet als kleinere; und quantitative schlechter als qualitative. Problematisch wird es schon eher, wenn untersucht werden muss, ob schlechte Ergebnisse auf die Struktur der Veranstaltung oder auf den Dozenten zurückzuführen sind. Das hängt laut mehreren übereinstimmenden anonymen Dozentenaussagen sehr stark von der Stellung des Dozenten ab: «Bei einem mächtigen Professor wird viel eher ein Auge zugedrückt», berichtet ein weiterer Dozent.

Tatsache ist, dass Lehrbeauftragte daher einen grossen Anreiz haben, Noteninflation zu betreiben und mit den Studenten einen impliziten Waffenstillstand zu vereinbaren. Ist die Veranstaltung einfach zu bestehen und fallen die Noten gut aus, zeigen sich Studenten auch in der Evaluation der Veranstaltung erkenntlich. So wurde auch letztes Semester ein Doktorand – auch er will anonym bleiben – von seinem Vorgesetzten im Institut angewiesen, die Prüfung für eine von ihm durchgeführte Pflichtwahlveranstaltung nicht zu schwierig zu gestalten, da sich das negativ auf die Evaluation auswirken würde.

Doktoranden haben Freipass

Mit dem zur Sprache kommen von Doktoranden, fällt der Blick sogleich auf einen letzten heiklen Punkt im Qualitätsmanagement der HSG: So ist es laut Aussagen von Doktoranden in den letzten Jahren vermehrt zur Praxis geworden, dass sie Ergänzungsleistungen, die sie während des Studiums zu bestehen haben, faktisch gar nicht mehr bestehen müssen: «Die Professoren der verschiedenen Institute winken Doktoranden bei mündlichen Prüfungen gegenseitig durch, selbst wenn man offen zugibt, nicht gelernt zu haben», so ein Doktorand. Der Aufwand, einen neuen Doktoranden zu finden, sei viel zu gross, um wegen Ergänzungsleistungen ein grosses Theater zu veranstalten. Dieter Euler scheint diese Entwicklung nicht wirklich zu beunruhigen: «Es ist nicht sinnvoll, das Kontextstudium als Selektionskriterium zu verwenden.»

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass an der HSG viele Baustellen im Bereich der Qualitätsentwicklung offensichtlich sind. Nicht nur Studenten, auch Dozenten üben Kritik am System. Aufgrund der Asymmetrien im System sitzen die Verantwortlichen für die Qualitätsentwicklung aber deutlich am längeren Hebel. Um das Ruder herumreissen zu können, braucht es viel guten Willen und Fähigkeit zur Selbstkritik. Sonst heisst es auch in Zukunft: Vollgas im Leerlauf. ■

Illustration Deborah Maya Beeler

Drei Buchstaben - ein Erfolg

Laut Financial Times ist der Master in Strategy and International Management (SIM) der beste seiner Disziplin. Wir sprechen mit seinem Direktor Professor Omid Aschari über Rankings, Ausländerquoten und die Zukunft des strategischen Managements.

Herr Aschari, der SIM-Master gilt als einer der renommiertesten Studiengänge an der HSG, wenn nicht sogar als bester. Was zeichnet ihn besonders aus?

Einerseits das Kulturelle: eine Mischung aus Lernspass und Leistungsdruck mit viel Teamarbeit, umgeben von einer sozialen Atmosphäre. Andererseits ein qualitatives Element: Der SIM hat eine hohe Marke erreicht. Die offiziellen Auszeichnungen und Mitwirkung bei Akkreditierungen stellen dies explizit unter Beweis. Drittens: Die Verbindung von Theorie und Praxis. Beim SIM handelt es sich um ein forschungsbasiertes Programm mit gleichzeitig hohem Praxisbezug. Es wird eine enge Zusammenarbeit mit Firmen gepflegt. Neben dem Kern-Curriculum und internationalen Pflichtpraktika werden Advanced Practice Workshops angeboten. Und zu guter Letzt: die Diversität. Wir verbinden Menschen aus unterschiedlichsten Ländern, die alle ihre Stärken und Schwächen sowie ihre ureigenen Persönlichkeiten haben.

Welches sind denn die wichtigsten Tugenden, die Sie den Absolventen mit auf den Weg geben wollen?

Diese Frage hat mich immer wieder stark beschäftigt. Für mich steht, nebst anderen, die Professionalität im Zentrum. Das Wort «professionell» beinhaltet für mich eine technische und eine ethische Komponente. Leider sind diese in der heutigen Management-Welt auseinandergedriftet. Das SIM-Programm versucht, diese beiden Aspekte wieder enger zusammenzuführen. Es geht einerseits um ein sozial-ethisches Bewusstsein, wo für mich Themen wie soziale Verantwortung, Nachhaltigkeit, qualitatives Wachstum und Ökologie mitspielen. Andererseits geht es um die fachlichen Kompetenzen. Beide zusammengenommen ermöglichen Exzellenz.

Es ist kein Geheimnis: SIM-Studenten gehören zum erlauchten Kreis. Wo arbeiten sie später?

Unsere Alumni sind ziemlich breit gestreut. Rund

40 Prozent arbeiten im Consulting, etwa in der klassischen Strategieberatung oder als Executive Assistent eines CEO. Andere gehen in den Pharma- oder Konsumgüterbereich, zu Finanzdienstleistern oder IT-Firmen. Der neueste Trend, den wir beobachten, ist, dass viele unternehmerisch tätig sein wollen, sprich Start-ups gründen. Wir haben auch im Silicon Valley einige Absolventen.

Aus den Statistiken geht hervor, dass die meisten Absolventen aus dem Ausland stammen. Kehren diese der Schweiz nach der Ausbildung den Rücken zu oder bleiben sie nach dem Studium für einen Job hier?

Die meisten wollen bleiben. Die grösste Konzentration an Absolventen haben wir deshalb in der deutschsprachigen Schweiz. Unsere SIM-Community ist breit über alle Länder und Kontinente verteilt: Deutschland, Singapur, USA, Südamerika und viele weitere.

Was sofort ins Auge springt, ist die tiefe Zahl Schweizerinnen und Schweizer, die den SIM absolvieren. Über die Jahre betrachtet betrug der Anteil rund 30 Prozent, letztes Jahr waren gar nur 8 von 39 Studenten Schweizer. Wie erklären Sie sich das?

Es sind nicht nur die Schweizer in der Minderheit, sondern jedes andere Land, das repräsentiert ist, ebenfalls. Das ist ein wesentlicher Punkt unseres Programmes: Es braucht Diversität, um ein internationales Umfeld zu schaffen. Die Unternehmen schätzen dies sehr. Nichtsdestotrotz haben wir diesen Punkt vor ungefähr drei Jahren antizipiert und als Folge den Master in Unternehmensführung (MUG) konzipiert.

Sind die beiden Masterstudiengänge MUG und SIM Ihrer Meinung nach gleichwertig?

Ja, aber dennoch anders. Der SIM ist exklusiv und international geprägt, was nicht heissen will, dass er deshalb besser ist. Das Programm des MUG ist eher standardisiert, dasjenige vom SIM «customized».

Sehen Sie einen Vorteil vom MUG gegenüber dem SIM?

Das ist eine gute Frage. Ich würde zwei Dinge ins Feld führen: Einerseits müssen Sie weniger Aufwand leisten, um in das MUG-Programm aufgenommen zu werden, aber auch um dieses zu absolvieren. Andererseits deckt der MUG andere Schwerpunkte thematischer Art ab.

Der SIM nimmt in Anspruch, die Absolventen nach ihrer «Exzellenz» auszuwählen. Aber 45 Prozent der Kriterien der Financial Times richten sich nach folgenden Werten: Diversität, gerechte Gender-Verteilung, Frauenquoten. Gilt hier das Leistungsprinzip noch?

Absolut. Wenn es um die Zulassung geht, hat jeder Kandidat dieselben Chancen. Ich nehme dabei keine Rücksicht auf die Financial Times. Das Leistungsprinzip ist mir sehr wichtig. Das Ranking verstehe ich vielmehr als ein Instrument zur Programmentwicklung und internationalen Positionierung.

Welches sind Ihre Finanzierungsquellen?

Wir finanzieren uns über verschiedenste Quellen. Einerseits werden wir von der Universität unterstützt mit einem Budget, das quasi unser Commitment zum Financial-Times-Ranking widerspiegelt. Andererseits finanzieren wir uns stark über Firmensponsoren und Fundraising für Praxisprojekte.

Können Sie harte Zahlen nennen?

Nein, das kann ich nicht.

Können Sie sagen, ob der SIM insgesamt mehr Gelder erhält von der Universität St. Gallen als andere Master-Programme?

Der SIM und auch der MBF haben als gerankte Programme ein höheres Budget.

Erachten Sie diesen Umstand als gerechtfertigt vor dem Hintergrund der Tatsache, dass nur ein erlesener Teil der Studenten den SIM absolvieren kann und die meisten etwas anderes studieren?

Der SIM repräsentiert mit seiner Ranking-Placierung die gesamte Masterstufe der Universität St. Gallen. Die Sichtbarkeit, die damit gewährleistet wird, kommt allen zugute. Das erfahren wir jedes Mal, wenn wir an Messen unterwegs sind: Es finden Interessierte den Weg zu uns, die wegen unseres Master-Portfolios, einem MBA oder einem Forschungsplatz an die Uni kommen wollen. Dies stärkt die Wissenschaft und Lehre unseres Standortes enorm. Auch die Medienpräsenz für die HSG ist gestiegen.

Das Management befindet sich in einem grundlegenden Umbruch: Die Umwelt ist hektischer und belastender geworden, das klassische Bild des Managers gerät immer mehr ins Wanken, Führungspersonal wird immer häufiger ausgewechselt. Wie erklären Sie sich das?

Sie haben den einen Grund bereits genannt: Schnellebigkeit. Wir müssen rascher umdenken. «Change» ist die neue Normalität. Heute sind Fähigkeiten gefragt, also Eignungen, die nicht auswendig gelernt werden können, sondern mit Erfahrungen antrainiert und reflektiert werden müssen. Ein anderer ist in den grösseren Risiken und Störfaktoren begründet. Die Makroumwelt des Unternehmens ist dynamischer geworden, zum Beispiel durch politische Unsicherheiten, technologische Umwälzungen oder gesellschaftliche Umbrüche. All das erschwert auch die strategische Führungsarbeit. Die Herausforderungen haben in den vergangenen Jahren massiv zugenommen.

Wie sieht der Manager der Zukunft aus?

Es braucht Leadership-Skills, Selbstführung, einen hohen Grad an Eigenverantwortung, einen ausgeprägten Sinn für Reflexion und soziale Verantwortung, die Motivation, in einem hoch durchmischten Team zu arbeiten, sowie die Bereitschaft, ständig dazuzulernen. ■

Foto Livia Eichenberger



Redaktor
MATTHIAS
MÜLLER

Wo HSG draufsteht, soll HSG drin sein

Hohe Wellen haben die neuen Masterzulassungsbestimmungen geworfen. Grösstenteils wurde aber aus einer Mücke ein Elefant gemacht.



NINA AMANN

Ressortleiterin
Campus

Das Wichtigste vorneweg: Um die neuen Masterzulassungsbestimmungen für nicht-spezialisierte Masterprogramme (MBI, MSC, MUG, MAccFin und MEcon) wird weit mehr Trara gemacht als nötig. Das zeigt nicht nur die aufmerksame Lektüre aller neuen und alten Reglements, es wird auch von Rektorat, Studiensekretariat und Studentenschaft bestätigt. Grundsätzlich ändern sich nämlich nur die folgenden zwei Dinge: Erstens ist es ab dem Herbstsemester 2015 (für Interne ab Herbstsemester 2016) nicht mehr möglich, Ergänzungsleistungen nach einem Fachrichtungswechsel parallel zu den Masterkursen des jeweiligen Studiengangs abzulegen. Laut Reglement müssen alle nachzuholenden Kurse neu in der sogenannten Mastervorbereitungsstufe abgelegt werden. Erst dann kann man mit dem regulären Masterstudium beginnen. «Interne Anrechnungen sind auch nach den neuen Regelungen möglich», sagt Seraina Buob, Hauptverantwortliche für die operative Umsetzung der neuen Bestimmungen.

Zweitens müssen Externe mit fachähnlichem Bachelorabschluss (zum Beispiel mit einem BWL-Bachelor der Universität Zürich) eine Integrationswoche absolvieren. Externe mit fachfremden Masterabschlüssen, die an der HSG einen Zweitmaster absolvieren wollen, sowie Fachhochschulabgänger mit fachähnlichem Bachelordiplom und Note 5.0 müssen die Mastervorbereitungsstufe absolvieren. Sie können sich aber, anders als interne Fachrichtungswechsler, keine Kurse anrechnen lassen und müssen mehr Credits nachholen als Studenten mit einem HSG-Bachelor.

Kommunikation ist fehlgeschlagen

Doch der Reihe nach: Während der Lernphase im Winter kursierte ein Facebook-Post auf «Sharing is caring», in welchem sich ein Student über die neuen Masterzulassungsbestimmungen erkundigte. Für die meisten HSG-Studenten dürfte es das erste Mal gewesen sein, dass sie von den neuen Reglements hörten. Eine vorgängige Information seitens der Universität an alle Studenten gab es nicht. Bis heute hat die Universität die Studenten nicht direkt

angeschrieben, weder per E-Mail noch mit einem Brief. «Die Kommunikation von Seiten der Universität war zu Beginn suboptimal», sagt SHSG-Präsident Shin Szedlak. Auch eine anschliessende Information der Studentenschaft auf Facebook klärte die brennendsten Fragen nicht: Wer ist betroffen? Gibt es Übergangsbestimmungen? Welche Kurse muss ich bei einem Fachrichtungswechsel zusätzlich ablegen? Alle einzelnen Bestimmungen hier aufzulisten würde eine ganze prisma-Ausgabe füllen. Deswegen haben wir für euch in der Box rechts die wichtigsten Links zusammengestellt.

Assessment in einer Woche

«Grundsätzlich ändert sich zumindest für HSG-Bachelorstudenten nicht viel», sagt Shin. Bei Fachrichtungswechseln bleibt die Anzahl nachzuholender Credits meist gleich, wird in einigen Fällen sogar kleiner. Für externe Studenten, die für ihren Masterabschluss an die HSG kommen, dürfte der Start ins Masterstudium allerdings anstrengender werden. Einige Zeit vor der Integrationswoche erhalten sie die Skripte für Finanzbuchhaltung, Wirtschaftsrecht, BWL, VWL und das Kontextstudium. In den Vorlesungen der Integrationswoche gibt es noch letzte Informationen, dann wird die Prüfung absolviert. «Das ist ziemlich streng», sagt Shin Szedlak. «Es ist sehr viel Schulstoff, der hier in einer Woche behandelt wird.» Wie im Assessment gibt es für die Integrationswoche zwei Versuche.

Nicht unberechtigt drängt sich die Frage auf: Warum eigentlich der ganze Zirkus? Hat die bisherige Lösung mit Ergänzungsleistungen nicht ausgereicht? «Mit der Bologna-Reform fand eine Differenzierung der Studiengänge statt», sagt Rektor Thomas Bieger. Bisher homogene Fachgebiete würden in mehr und mehr spezialisierte Programme aufgeteilt. «Mit den neuen Bestimmungen reagieren wir auf diese Entwicklung und sichern die Qualität des Masterstudiums.» Man wolle sicherstellen, dass alle Studenten das nötige Wissen für den HSG-Master mitbringen. Das sei nach der Reform nicht immer der Fall gewesen, da die Stu-

diengänge an verschiedenen Universitäten andere Schwergewichte legen. «Das ist das Hauptziel der neuen Bestimmungen», sagt Bieger. «Zudem wollen wir sicherstellen, dass dort, wo HSG draufsteht, auch HSG drin ist.» Das sei bisher nicht immer der Fall gewesen. Ein Beispiel: Ein Student mit einem HSG-Bachelordiplom hat in fast allen Fällen das Assessment absolviert und dort gewisse Kompetenzen erworben, zum Beispiel Finanzielle Führung, Recht oder den integrativen Ansatz des St.Galler Management Modelles. Bei einem extern eintretenden Masterstudenten ist unklar, ob er dieses Wissen besitzt – darum eben auch die Integrationswoche. Nicht zuletzt verfolge die Integrationswoche auch ein «Akkulturationsziel». «Neue Studenten sollen sich mit dem neuen Studienumfeld, den neuen Einrichtungen und Schwerpunkten auseinandersetzen», sagt Rektor Bieger.

Zurück zu den internen Fachrichtungswechseln: Wer beispielsweise ein HSG-Bachelordiplom in International Affairs in der Tasche hat und anschliessend einen Master in Unternehmensführung (MUG) absolvieren will, muss also 40 ECTS nachholen, wobei er sich 20 ECTS (Mikro 2, Makro 2, Controlling, quantitative und qualitative Methoden) anrechnen kann. Weil aber gewisse BWL-Kurse nur im Herbst- und andere nur im Frühlingsemester angeboten werden, würde die Mastervorbereitungsstufe also theoretisch zwei Semester in Anspruch nehmen. Weil für die Masterzulassungsstufe zusätzlich die Nachholprüfungstermine geöffnet werden, ist es aber möglich, alle zu leistenden Credits in einem Semester zu absolvieren – zumindest wenn man fleissig arbeitet.

«Es ist nur logisch, die nachzuholenden Leistungen am Anfang des Masters zu absolvieren», sagt Bieger. Man diene den Studenten am besten, wenn sie schon von Anfang an die Voraussetzungen vermittelt bekommen, um erfolgreich zu studieren. «Man soll nicht erst zwei bis drei Semester auf Masterstufe studieren, um dann an den Ergänzungsleistungen zu scheitern – genau das gleiche Ziel verfolgen wir auch mit dem Assessmentjahr auf Bachelorstufe.»

Richtig verlieren tut keiner

Es bleibt die Frage nach den Übergangsbestimmungen. Auf dem Studentweb ist zu lesen, dass diese bis Ende Frühlingsemester 2016 für alle Bachelor- und Masterstudenten gelten, welche vor dem Herbstsemester 2015 bereits immatrikuliert waren. Für sie gelten grundsätzlich die bestehenden Regeln und die Einteilung in die berühmten «Baskets». Die Ergänzungsleistungen können bis Frühlingsemester 2016 noch nach der bisherigen Regelung und somit parallel zum Masterstudium absolviert

Neue Reglements:

www.unisg.ch/de/studium/zulassungundanmeldung/zulmasterstufe

Für die Übergangsbestimmungen:

www.studentweb.unisg.ch/allgemeines/erganzungsleistungen/reform2015

werden. Danach werden alle Studenten in das neue System «umgebucht». Die grossen Verlierer sind hier auf den ersten Blick Studenten, welche sich aktuell im vierten Semester des Bachelors befinden und einen Fachrichtungswechsel für den Master planen – sie profitieren kaum von den Übergangsbestimmungen. Sie schliessen im Frühlingsemester 2016 ab. Danach treten bereits die neuen Bestimmungen ein, und die nachzuholenden Kurse müssen in der Mastervorbereitungsstufe vor dem regulären Master absolviert werden. Jedoch können sie bereits während des Bachelors die Kurse des BWL-Studiengangs vorholen und sich im Wahlbereich anrechnen lassen. «Wenn man es geschickt macht, entfällt die Mastervorbereitungsstufe», sagt Shin Szedlak.

Assessmentstudenten, die sich jetzt im zweiten Semester befinden, haben immerhin die Möglichkeit, sich noch definitiv für einen Bachelorstudiengang zu entscheiden – der eine oder die andere dürfte dabei vielleicht noch zu BWL umschwenken, um keinen allfälligen Fachrichtungswechsel für den Master zu riskieren und für ein oder gar zwei Semester durch die Vorbereitungsstufe blockiert zu sein. Bei Fragen hilft euch die SHSG. ■

Illustration Janina Abrashi



Sag mir, wo du studierst, und ich sage dir, wo du wohnst

Schon lange kursiert das Gerücht, dass die Universität Adressen ihrer Studenten an verschiedenen Stellen durchsickern lässt. prisma hat es genauer unter die Lupe genommen.

Neues Semester, neues Glück. Insbesondere für die auswärtigen neu einsteigenden Masterstudenten bedeutet dies, was es für den Grossteil der Assessies schon im September mit sich brachte: einen Umzug in die Grossstadt St.Gallen. Zuerst muss die Wohnung eingerichtet werden, man will ja nicht ein halbes Jahr lang auf dem Boden essen. Und bis man sich über eine Farbe für die Tischbeine geeinigt hat, vergeht einige Zeit mit hitzigen Debatten – wie es sich für Entscheidungen derartiger Wichtigkeit gehört. Und huch, Salz, Pfeffer und Internetzugang sind ja kein Grundinventar einer Wohnung! Danach stehen der Aufbau sozialer Kontakte, Schweinerennen an der Olma sowie die alltägliche Konfrontation mit allerlei befremdlichen Essgewohnheiten der St.Galler an der Tagesordnung – in Kombination mit der puren Entzückung über die betörenden Klänge des Ostschweizer Dialekts.



Redaktorin
LUANA ROSSI

Was sie nicht weiss, macht sie nicht heiss

So vergeht die Zeit wie im Flug und ehe man sich versieht, ist die 14-tägige Anmeldefrist vom Einwohneramt abgelaufen und die Stadt hat noch immer keine Kenntnis davon, dass man sie seit zwei Wochen und hoffentlich für mehr als nur ein Semester mit seiner ständigen Präsenz beehren wird. Aber was sie nicht weiss, macht sie nicht heiss. Woher soll sie denn wissen, dass man hier residiert, wenn man es ihr nicht sagt? Aus irgendeinem Grund besteht ja die Notwendigkeit, seinen Zuzug mitzuteilen.

Kein Grund also, sich noch auf den Weg ins Rathaus zu machen, um sich demütig nachträglich anzumelden und die angedrohte Busse zu bezahlen. Die weniger utopische Realität kommt einige Wochen später in Form eines Briefes oder E-Mails der Stadt in jemandes (virtuellen) Briefkasten geflattert: «Gemäss Studentenliste der Universität St.Gallen sind Sie in unserer Stadt wohnhaft oder wieder neu zugezogen.» Es folgt eine Willkommensbegrüssung und eine höfliche, jedoch bestimmte Aufforderung, sich doch bitte baldigst, nämlich innert acht Tagen, anzumelden. Aber wieso gibt die HSG die Korrespondenzadressen ihrer Studenten an Dritte weiter? Und darf sie das überhaupt?

Abkommen zwischen Stadt und Uni

Sich beim Einwohneramt des neuen Wohnortes anzumelden ist eine gesetzliche Pflicht. Bleibe die Anmeldung aus, ob nun aus Unwissenheit, Bosheit oder Ignoranz, so sei das Einwohneramt dazu befugt, die benötigte Auskunft von den betreffenden Instanzen zu verlangen und diese seien ohne jegliches finanzielles Entgelt zur Leistung der selbigen verpflichtet, erläutert Stephan Wenger vom Einwohneramt der Stadt. So hat sich vor rund zehn Jahren ein Abkommen zur Herausgabe der studentischen Postanschriften zwischen der damaligen IT-Abteilung der HSG und dem Einwohneramt ergeben, welches bis heute beibehalten worden ist. «Allerdings ist das Einwohneramt äusserst tolerant», sagt Wenger, bei Studienbeginn im September werden die Daten erst Ende Oktober verlangt. Eine Verspätung von bis zu einem Monat bleibe zumeist ungebüsst. Inoffiziell wird allerdings auch über diese Frist hinaus des Öfteren einmal ein Auge zugedrückt und stattdessen von der Verwarnungsoption Gebrauch gemacht, sodass den reumütigen Studenten die Strafe von 100 Franken vor, respektive 200 Franken nach Ablauf von drei Monaten erspart bleibt.

Anmelden und Gutscheine kassieren

Die Herausgabe ist mit dem kantonalen Datenschutzgesetz vereinbar, welches die Bekanntgabe von nicht besonders schützenswerten Daten an ein öffentliches Organ als zulässig erklärt, wenn die Empfängerin oder der Empfänger die Personendaten zur Erfüllung einer gesetzlichen Aufgabe benötigt. Alle Spitzfindigkeit beiseite gelassen: Einen wirklichen Nachteil hat diese Informationsweitergabe durch die HSG für die Studenten schliesslich nicht zur Folge. Die Busse bleibt meistens aus und obendrein bekommt man noch eine Sammlung an Gratis-Eintritten und Gutscheinen – und sogar einen gratis Abfallsack!

Doch wer genießt neben der Stadt eigentlich noch den Vorteil einer derartigen Adressenherausgabe durch die Uni? «Die Studienadministration gibt prinzipiell Adressdaten im Rahmen der Amts-

hilfe an andere öffentliche Dienststellen weiter, zum Beispiel an Polizei oder Ausländeramt», erklärt die Leiterin der Studienadministration, Bernadette Einsmann. Sie präzisiert: «Anfragen von Profit- oder Non-Profit-Organisationen werden jeweils an die Studentenschaft weitergeleitet. Die Studentenschaft hat die Herrschaft über die Adressdaten und sie hat hierfür ein eigenes Reglement.»

Adressen als Einnahmequelle

Die SHSG bestätigt: Sie verkauft Adressen ihrer Kommilitonen. Unternehmen können mittels eines Antrags eine gewünschte Menge Adressen für eine einmalige Veranstaltung beziehen – für 1'800 Franken Grundbetrag plus 50 Rappen pro Adresse. Der Kauf ist mit zahlreichen Bedingungen verbunden. Jegliche E-Mail-Adressen sowie Adressen von Assessment-Studenten werden nicht verkauft. Die Transaktion bedingt einen inländischen Firmensitz und ist auf höchstens zwei Käufe pro Unternehmen und Semester limitiert. Ausserdem verpflichtet der Käufer sich «ausdrücklich zur Einhaltung der anwendbaren Gesetze zu Datenschutz und unlauteren Wettbewerb» sowie zum indizierten

einmaligen Gebrauch der Daten mit anschließender sofortiger Vernichtung – ohne vorhergehende Kopie oder Weitergabe.

Hauptinteressenten sind vor allem Consulting-Unternehmen, welche BWL-Studenten an Recruiting-Veranstaltungen einladen. «Das ist ein Service der SHSG gegenüber den Studenten», meint SHSG-Präsident Shin Szedlak. Dass dies gleichzeitig noch ein Nebenverdienst für die Studentenschaft bedeutet, ist praktisch. Pro Semester belaufe sich die Anzahl derartiger Transaktionen auf rund drei bis vier, sei allerdings im Vergleich zu vorhergehenden Jahren stark eingeschränkt worden. Während seiner Amtszeit werde dies äusserst restriktiv gehandhabt, wie auch schon bei der letztjährigen Präsidentin. Auf keinen Fall würden die Adressen an Unternehmen mit blosser Werbeintention herausgegeben. Wer dem misstraut und trotzdem einen Werbeflyer von Denner erwartet, welcher für heruntergesetzten Broccoli wirbt, hat jederzeit die Möglichkeit, seine Adresse auf dem Serviceportal von künftigen Herausgaben auszuschliessen. ■

Illustration Eugénie Mathieu



Nun also doch

Wenn alles klappt, halten die Studenten im Herbstsemester 2015 das erste Mal eine stabile Legi in den Händen.

Es gibt unzählige Anekdoten rund um den plastifizierten Papierfötzel, der semesterweise in blauen oder orangen Tönen in unseren Briefkasten flattert: unsere Legi. Kürzlich an der Kinokasse zum Beispiel traute unsere Online-Chefredaktorin ihren Ohren nicht recht, als ihr der Studentenrabatt mit dem Kommentar «Kann ja jeder selber einen solchen Ausweis basteln!» verweigert wurde.

Doch die Erlösung naht! Jedenfalls lässt die Lektüre des St. Galler Amtsblattes darauf schliessen. Dort wird unter dem Projekttitel «HSGcard» folgen-



Die alte Legi ist bald Geschichte – die neue soll im September 2015 kommen. (Bild: Nina Amann)

de Ausschreibung gemacht: «Den Studierenden wird eine Karte für studiumrelevante Dienstleistungen zur Verfügung gestellt». Als Ausführungstermin wird das Herbstsemester 2015 angegeben.

Laut der Ausschreibung soll die Legi nicht nur als Ausweis dienen, sondern auch zum Drucken, Kopieren und Ausleihen von Büchern dienen – dies dank einer «berührungslosen Chip-Technologie». Kriterien wie bargeldloser Zahlungsverkehr, Mitarbeiterausweis, Parking Card sowie Zugang zu IT-Funktionen könnten mögliche Zusätze sein. ■

Flug, Landung, Beeridigung: Erika ist da



Fliege Erika (Bild: Livia Eichenberger)

Erika, die wohl berühmteste Fliege der Welt, findet in einem Sarkophag an der HSG ihre letzte Ruhe.

Es war eine grosse Trauergemeinde, die vor zwei Wochen die Treppen zur Universität hinaufstieg, um der Beeridigung ihres Stars beizuwohnen. Auch die Presse hatte sich eingefunden, um einen letzten Blick auf ihren leblosen Körper zu erhaschen, bevor er für vorläufig immer im Zwischengang des Hauptgebäudes seine letzte Ruhe finden würde. Nun ist sie also beerdigt, die Fliege «Erika».

Sie hat eine lange Reise hinter sich: von Deppendorf, wo sie eingefangen wurde, in die Wellnessferien und schliesslich von einem Banktresor im Sturzflug direkt in die Kunstsammlung der HSG. Nicht nur die Gemüter der Studenten hat Erika während ihres Fluges erhitzt, sie hat auch die gesamte Firmenkultur jener Firma umgewälzt, deren CEO und HSG-Alumnus Hans-Dietrich Reckhaus der Stifter des Kunstwerks ist: eine Firma, welche Insektenschutzmittel herstellt. Er sprach der Uni seine Anerkennung aus für «ihren Mut, dass dieses radikale Werk hier Platz findet». Im Dialog zwischen Wirtschaft und Kunst liege innovatives Potenzial. In diesem Sinne: R.I.P. Erika. ■



Einlassung von Erika (Bild: Nina Amann)



NINA AMANN

ressortleiterin Campus



News, Events und
Bain Insights

www.facebook.com/bainandcompanyDE

People. Passion. Results.

BAINVESTOR

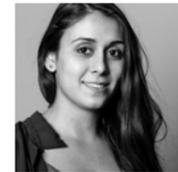
Bainies machen den Unterschied. Wir reden Klartext. Und sind konsequent ergebnisorientiert. Der Erfolg gibt uns Recht: Als eine der drei weltweit führenden Managementberatungen gewinnt Bain & Company seit Jahren kontinuierlich Marktanteile.

Wachsen Sie als **WirtschaftswissenschaftlerIn** mit uns. Als Praktikant, Universitätsabsolvent oder Professional. Und übernehmen Sie frühzeitig Verantwortung – in einem Team herausragender Köpfe, die man nicht über einen Kamm scheren kann. Was Sie dazu mitbringen sollten? Einen exzellenten Abschluss, Auslands- und Praxiserfahrung und Ihren unternehmerischen Weitblick. Neugierig? Dann finden Sie heraus, ob auch in Ihnen ein Bainie steckt: www.joinbain.de

Wie würdest du Intelligenz beschreiben? nachgefragt...



Redaktor SANDRO OREFICE



Redaktörin SEVGI YUZULMUS



Besfort
Bachelor BWL

«Jede Person ist hochintelligent, aber nicht alle Menschen haben die Fähigkeit, beziehungsweise den Willen, ihre Intelligenz zu gebrauchen und zu entfalten.»



Nicolas
MaccFin

«Unter analytischer Intelligenz verstehe ich die Fähigkeit, komplexe Sachverhalte zu erfassen und diese seinen Mitmenschen zu vermitteln.»



Christina
Bachelor Law

«Es gibt soziale Intelligenz und wissensbasierte Intelligenz. Ich sehe Intelligenz als ein grösseres Verständnis in einem dieser Bereiche.»



Patrik
Assessment

«Intelligenz bedeutet, Wissen anwenden zu können. Für mich ist intelligent, wer Probleme erkennt und löst.»



Florence
Bachelor IA

«Es gibt zwei Arten von Intelligenz: die messbare Intelligenz, zum Beispiel in Form von Leistungen, und die Intelligenz, die man im sozialen Alltag einsetzt.»



Sezer & Verena
MaccFin

«Wir differenzieren zwischen zwei Arten von Intelligenz, welche unabhängig voneinander sind. Die analytische Intelligenz ist die Fähigkeit, komplexe Problemstellungen strukturiert darzustellen, während die soziale Intelligenz sich auf die Fähigkeit bezieht, zwischenmenschliche Beziehungen zu deuten und Handlungen abzuleiten.»



Dragana
Bachelor BWL

«Menschen, welche mit einer grossen Portion Neugierde und ständiger Reflexion durchs Leben wandern, nehme ich als intelligent wahr.»



David
Bachelor VWL

«Intelligenz ist die Fähigkeit, logisch zu denken, Dinge zu verknüpfen und kritisch zu hinterfragen.»

Der Mann hinter den schlaue Karten

Alle kennen die farbigen Karten und Ordner, viele motzen über die Fehler und verwendet hat sie doch schon fast jeder einmal. Uniseminar-Mitgründer Tim Ruffner erzählt uns, warum das Unternehmer-Sein «scheisse» ist und trotzdem Spass macht.



ADRIAN KÖSTLI

Tim, Uniseminar wird zehnjährig! Erzähl uns mal, wie Uniseminar eigentlich entstanden ist.

Ich kam damals gerade als «verchillter» Junge an die Uni für mein erstes Semester, wobei ich zuvor zwei Jahre Snowboardlehrer in Laax war. Vor den ersten Prüfungen begann dann auch für mich der Stress. Es gab noch kaum Zusammenfassungen, keine Online-Community zum Teilen und vor allem keinerlei Lösungen zu alten Prüfungen. Meine Freunde und ich fanden es obermühsam, alle Freunde zu fragen, wer welche Lösungen hatte, um dann alles zusammenzutragen. Wir wollten das Lernen für uns und unsere Freunde vereinfachen. Zuerst fragten wir zwei Freunde von der ETH, ob sie für uns einen Theorieteil für Mathe I erstellen konnten. Gleichzeitig begannen wir mit dem Erarbeiten von Lösungen alter Prüfungen. Dann schrieben wir ein Seminar für 120 Franken auf einer einfachen Homepage aus und erhielten innert zwei Tagen über 300 Anmeldungen.

Wie ging es dann weiter?

Mit dem Geld aus den Anmeldungen konnten wir gerade die ersten Ordner (die waren damals noch in A4-Format und trugen den Namen HSGseminar) produzieren. Der Preis betrug damals stolze 75 Franken. Die Unterlagen waren mit unseren handgeschriebenen Lösungen natürlich voller Fehler, aber im Seminar halfen wir dann mit Tipp-Ex, diese zu korrigieren. Im zweiten Semester folgte dann Mathe II, im dritten VWL I, dann Rechnungslegung und Makro. Etwa drei Jahre später exportierten wir unsere Idee an andere Schweizer Unis und nach Deutschland. Heute sind wir an gut 25 Unis vertreten (auch in Deutschland, Italien, Niederlande) und zählen über 25'000 Kunden bei circa 800 Produkten. Ich sage immer, wir machen «massgeschneiderte Hemden» zum Lernen: jedes Produkt ist ein Unikat und perfekt auf Uni und Professor abgestimmt.

Es scheint also nicht so schwer, Entrepreneur zu werden, oder doch?

Mein Grossvater und mein Vater waren schon



Die ersten Uniseminar-Ordner aus dem Jahr 2005.

Unternehmer, vielleicht lag es im Blut. Aber ganz ehrlich: Ich habe das gar nicht so geplant. Meine Freunde und ich, wir sind da irgendwie einfach reingerutscht. Wir hatten auf jeden Fall keine Ahnung von Tuten und Blasen. Wir wussten nicht mal, dass man einen Namen schützen kann. Aber das erfuhren wir ja, als die Uni uns empfahl, nicht als HSGseminar aufzutreten. Und dann hatten wir Glück, den richtigen Nerv getroffen zu haben. Mir scheint es einfach wichtig, dass ein Student nicht fünf Jahre versucht, Wissen im Hörsaal aufzusaugen. Die bessere Methode ist immer noch, hinauszugehen, selber Hand anzulegen und sein eigenes Ding zu machen. Mit Uniseminar hat man sogar noch mehr Zeit dafür.

Hast du nach zehn Jahren im Business Zeit, dich ein bisschen zurückzulehnen und das Privatleben zu geniessen?

Das Privatleben eines Unternehmers ist relativ scheisse. Ich bin nicht braun gebrannt und hatte in den letzten drei Jahren nur drei Wochen Urlaub. Es ist enorm anstrengend und mit viel Verantwortung verbunden, eine Firma zu führen. Immerhin beschäftige ich vier Mitarbeiter in Zürich, fünfzehn in der Tochterfirma in Berlin, und fliege deshalb alle ein bis zwei Wochen hin und her. Für die Beziehung mit meiner Freundin ist das gewiss nicht einfach. Das sollte man sich auf jeden Fall bewusst sein, wenn man Unternehmer werden möchte.

Was ist dann schön daran, eine Firma zu haben?

Es ist doch das Beste, wenn du dein Ding durchziehen kannst. Ich geniesse es jeden Tag, mein Team zu führen – auch wenn es manchmal

schwierig ist. Zudem macht es mir Spass, mich mit digitalem Lernen und Webdesign zu beschäftigen. Da machen wir im Team schon Sachen, die ich als Rocket Science bezeichnen würde. Und schlussendlich machen mich die Kunden glücklich. Die melden sich zwar meistens nur, wenn sie etwas nicht gut finden. Auch das ist wichtig und dafür sind wir immer dankbar. Dann gibt es aber auch jene, die sich für die Dienstleistung bedanken oder ein Design sackstark finden und uns das mitteilen.

Was kann man von dir in den nächsten fünf oder zehn Jahren erwarten?

Bei den Ordnern und Karten wollen wir die Qualität sicher erhalten und die Produkte weiterentwickeln. Unsere Vision geht aber noch weiter: Wir konzentrieren uns auf digitales und mobiles Lernen. Mit simpli.ch haben wir eine App für einfaches Lernen der Fahrtheorie entwickelt und bald folgt eine komplett neu aufgebaute App. Wir haben daran quasi ausgetestet, wie wir das Lernen für unterwegs gestalten können und wollen das in ein bis zwei Monaten auf die bestehenden Uniseminar-Lernapps adaptieren. Generell werden wir uns in diesem Bereich weiterentwickeln und von physischem hin zu digitalem Inhalt gehen. Ebenfalls bauen wir unsere Jobplattform talendo stetig aus und sind in Gesprächen mit weiteren Partnern.

Es hagelt Kritik, dass ihr sehr viel Geld für abgeschriebene Unterlagen kassiert, die dann noch Fehler enthalten. Was sagst du dazu?

Klar ist es unser Ziel, möglichst keine Fehler in den Unterlagen abzdrukken. Und gerade von den HSGlern bekommen wir immer wieder Kritik, es hätte wieder Fehler in den Unterlagen. Sie finden das dann «mega übel» und «voll scheisse». Aber seien wir ehrlich: Lies mal 800 Seiten eines Theorieskripts, deine Bachelorarbeit oder irgendeine Gruppenarbeit durch und du findest immer wieder Fehler. Über hundert Editoren sitzen vor Semesterbeginn stundenlang an der Überarbeitung der Ordner und im Gros leisten sie hervorragende Arbeit. Wir sollten vielleicht unsere Augenringe ins Internet stellen, um zu zeigen, dass wir wirklich mit Herzblut daran sind. Unsere Preise finden wir immer noch angepasst, denn neben den überschaubaren Produktionskosten müssen wir schliesslich die Arbeit hochqualifizierter Editoren und aller Leute hinter Uniseminar entlohnen.

Wie beschreibst du euer Verhältnis zur Uni? Gibt es regelmässig Stress? Wie ist der rechtliche Aspekt? Klagen?

Nachdem wir uns nicht mehr HSGseminar nannten, genossen wir eigentlich immer ein gu-

tes Verhältnis zur HSG, welches von gegenseitigem Respekt lebt. Lediglich 2007/08 führten wir einige Diskussionen mit einem VWL-Professor, der mit der Veröffentlichung einzelner Aufgaben nicht einverstanden war. Wir liessen uns rechtlich beraten und fanden schliesslich eine Lösung. Generell sind Prüfungen aber nicht urheberrechtlich geschützt und das Vorlösen von Aufgaben gilt als unser eigenes Werk; ebenso der Theorieteil. Wir glauben, man muss die Regeln der HSG einfach befolgen. Bei anderen Unis arbeiten wir oft mit Professoren und Doktoranden zusammen und erhalten so auch Unterlagen. ■ *Fotos zug*





**Fotografin
Simone
Brunner**

**Alle Bilder online auf
www.prisma-hsg.ch**



**Semester
Kick-off
Elephant Club**

18.02.2015

**Next Students
Party with prisma at
Elephant Club**

25.03.2015

Von Bikram-Yoga und Zoobesuchen

Seit 2011 ist Catherine Roux Assistenzprofessorin am Department of Economics an der HSG. prisma trifft die junge Dozentin zu einem Gespräch über unangenehme Tramfahrten, Liam Neeson und anspruchsvolle Yogaposen.

Die Eingangshalle der Lokremise ist an diesem trüben Montagabend vollgepackt mit Menschen, Mänteln und Regenschirmen. Als Catherine Roux durch die gläserne Tür eintritt, erkennen wir die Professorin dank ihrer Grösse trotz dem dichten Gemenge schon von Weitem. Mit einem lockeren «Sorry für die Verspätung, ich hoffe, ihr wartet noch nicht lange» begrüsst sie uns. Unsere Fragen beantwortet die Professorin in authentischer und humorvoller Art und Weise, ihre Aussagen unterhalten und beeindruckt uns im Wechseltakt. Genauso unkompliziert und sympathisch, wie wir Catherine Roux kennenlernen, verläuft das Gespräch mit der Professorin.

Primaballerina mit Flugangst

Anders als Name und Dialekt es vermuten lassen, stammt Catherine Roux weder aus Basel noch aus frankophonem Gebiet, sondern aus einem kleinen Dorf im Kanton Solothurn. Ihre Kindheit beschreibt sie ganz einfach als «super». Als Jüngste im Haus hätte sie sich dank der Vorarbeit ihrer älteren Schwester nie etwas erkämpfen müssen und konnte viel Freiheit geniessen. Das Bild des braven kleinen Mädchens täuscht jedoch – als mühsam und anstrengend beschreibt sich die Professorin rückblickend. «Ich war extrem neugierig, hinterfragte alles und brauchte viel Aufmerksamkeit», erinnert sie sich schmunzelnd. Mit ihrem Wissensdurst und ihrer Hartnäckigkeit brachte Catherine Roux so manchen Verwandten zur Verzweiflung. Nicht nur intellektuell, sondern auch sportlich bewegte sie sich stets auf hohem Niveau. Vier mal wöchentlich widmete sie sich dem Ballet. Irgendwann jedoch verloren Tütü und Haarnetz an «coolness», wobei ein glitzerndes Exemplar von Letzterem eines Tages während einer Tramfahrt die Scham über die Grenze trieb und der Tanzkarriere ein definitives Ende setzte. Als lehrreich und wertvoll empfindet Catherine Roux diese Zeit durchaus. «Trotz aller Anstrengung schön zu wirken, lehrt einem das Ballet so einiges», sagt sie. Schlussendlich folgte

15 Jahre später sogar ein Wiedersehen mit ihrer ungarischen Tanzpartnerin, als diese im Musical «Ewige Liebi» die Hauptrolle spielte. Als kleines Mädchen wäre bei der Professorin wohl Neid aufgekommen, denn Primaballerina befand sich weit oben auf der Liste ihrer Traumberufe. Gleichauf lag die Kioskfrau, weniger wegen des Verkaufs als um der Süßigkeiten willen. Am liebsten hätte sich Catherine Roux aber als Pilotin im Cockpit eines Flugzeugs gesehen – trotz Flugangst. «Diese Angst ist eigentlich vergeblich, über Wahrscheinlichkeit sollte ich ja wirklich Bescheid wissen. Es ist eher der Kontrollverlust, der im Flugzeug Unbehagen in mir auslöst», schildert sie.

Internationale Erfahrung

Das Interesse für Ökonomie entwickelte sich bei Catherine Roux erst im späteren Verlauf ihrer Studienwahl. Zuerst wollte sie nämlich die Kunst des Übersetzens erlernen. Doch anstatt Inhalte bloss in eine andere Sprache zu übersetzen, verspürte sie den Drang, selbst etwas zu sagen und Dinge zu ändern, weshalb der Entscheid schlussendlich auf Wirtschaft fiel. Um dennoch eine andere Sprache zu sprechen, verbrachte Catherine Roux einen grossen Teil ihrer Studienzeit im Ausland. Um dänisch zu lernen, begab sie sich nach Kopenhagen und konnte die Sprache insbesondere als Mitglied des Schwimmteams schnell erlernen. «Mit meinen Teamkollegen konnte ich nur dänisch sprechen und lernte so enorm schnell», berichtet sie. Weiter zog es sie nach Paris, Brüssel und schliesslich nach Berkeley. Seit 2011 ist Catherine Roux an der HSG als Assistenzprofessorin des Department of Economics in Forschung und Lehre tätig. «Mein eigener Chef zu sein, die Flexibilität und das Privileg, meinen Forschungsfragen nachzugehen, erachte ich als besonders wertvoll», sagt die Professorin. Das Lehren beschränkt sich für sie nicht bloss aufs Unterrichten, sondern vor allem darauf, den Studentinnen und Studenten etwas mitzugeben und einen Mehrwert zu erzeugen. Zweifellos weckt die Leidenschaft und



SIMONE BRUNNER

ressortleiterin
Menschen

Kompetenz, mit der Catherine Roux doziert, Freude und Motivation selbst bei jenen, denen der Begriff «Präferenztheorie» lediglich ein Gähnen entlockt oder aber alle Alarmglocken läuten lässt.

Sportlich unterwegs

In ihrer Freizeit treibt die aktive Dozentin viel Sport, wobei ihr Programm von Joggen über Schwimmen bis zu Fahrradfahren alles andere als einseitig erscheint. Wenns mal ruhiger zu und her gehen soll, findet Catherine Roux Entspannung beim Bikram-Yoga (für Nichtkenner: eine Yoga-Methode, die bei 48 Grad praktiziert wird). An dieser Stelle fragt man sich vielleicht, worin der Anreiz zu Yoga bei solcher Hitze liegen mag. «Vom Ballet her kommt wahrscheinlich das Gefühl, etwas leiden zu müssen», erläutert Catherine Roux dazu. Spontan wie sie ist, kommen wir sogar in den Genuss einer eleganten Demonstration. Schmunzelnd ergänzt sie, dass sie nicht aufhöre, ehe sie nicht ihren Brustkorb auf den waagrecht ausgestreckten Oberschenkel legen könne. Sogar die Speisevorlieben passen zur bewegten Freizeit: Bei Birchermüesli kann die Ökonomin nicht widerstehen. Und der fruchtige Yogurt-Getreidemix gilt bekanntlich als Sportlernahrung schlechthin.

Hühner, Fische und Kamele

Wenn nicht beim Sport, dann ist die Professorin und junge Mutter mit hoher Wahrscheinlichkeit im Zürcher Zoo anzutreffen. Seit ihr Sohn 2013 das Licht der Welt erblickte, spaziert sie mit ihm bis zu dreimal pro Woche durch den Tiergarten. «Gäbe es ein Besucher-Ranking, wäre ich wohl ziemlich weit oben; die Orang-Utans kenne ich bereits mit Namen», meint sie lachend. Während die Professorin Kamele und Fische am besten mag, haben es ihrem Sohn nicht Tiger und Löwen, sondern die Hühner besonders angetan.

Wir fragen Catherine Roux, wie sie den Spagat zwischen Beruf, aktiver Freizeit und Familie gleichzeitig schafft. Dies sei möglich dank Teamwork mit ihrem Mann. Dazu gehöre es auch, Kompromisse einzugehen und zu lernen, sich die Zeit einzuteilen. «Man kann sich selbst schliesslich nicht aufteilen», meint sie.

Geburtstag: 17. Mai 1980 in Basel

Hobbys: Triathlon, Yoga, sonstige Sportarten

Lieblingsmusik: Sportfreunde Stiller, The Strokes, Snow Patrol

Lieblingsautor: Martin Suter

Lieblingsorte: San Francisco, Kopenhagen, Yallingup (Australien)



Reisen versus Flugangst

Zweifellos lässt sich Catherine Roux als erfolgreiche, dynamische und leidenschaftliche Person bezeichnen. Zu ihren Stärken zählt sie ihr hohes Durchhaltevermögen. Dabei wäre die Dozentin gerne optimistischer, weniger ungeduldig und manchmal etwas weniger direkt. In dieser Hinsicht würde sie sich gerne eine Scheibe von ihrem Mann abschneiden, den sie als «Ruhepol» bezeichnet. Hinsichtlich der Forschung schaut die Dozentin auf zu ihrem Professor aus Berkeley und ihre Mutter bewundert sie für ihre Stärke. Weniger als Vorbild, aber als «einfach mega cool» betrachtet Roux Schauspieler Liam Neeson, auch wenn sie bei seinen Filmen nicht immer hinsehen kann.

Im Blick auf die Zukunft braucht sich die junge Professorin über die Pensionierung noch keine Gedanken zu machen. Und dies tut sie auch nicht. Auf jeden Fall hält das Reisen auf ihrer To-do-Liste eine Spitzenposition inne, trotz Flugangst. «Ich verbrachte zwar Zeit im Ausland, jedoch habe ich mich bisher meist an den Orten niedergelassen und bin nicht herumgereist».

Seit Catherine Roux selbst noch Studentin war, ist nicht viel Zeit vergangen. Dabei hat sie bereits einen beeindruckenden Werdegang durchlaufen. Rückblickend auf ihre eigene Studienzeit würde sie es jedem Studenten nahelegen, diese Zeit zu schätzen und in vollen Zügen zu geniessen. Die Verpflichtungen kämen schliesslich früh genug, und kein zweites Mal habe man das Privileg, sich in einem Umfeld von Gleichgesinnten zu bewegen und so viele neue Menschen kennenzulernen. «Student zu sein, ist einfach lässig», fügt sie an. Gerne hätten wir weitere interessante, unterhaltsame Geschichten und Anekdoten von Catherine Roux gehört. Und wenn sie einmal nicht mehr lehrt oder forscht, dann befindet sie sich wohl im Flugzeug Richtung China oder Afrika. ■

Fotos Livia Eichenberger

Brainfood - welchen Treibstoff benötigt unser Gehirn?

Um unser Gehirn zu Höchstleistungen anzuspornen, müssen wir es mit Energie versorgen. Hier die wichtigsten Tipps.

Unser Gehirn benötigt etwa 20 bis 25 Prozent unseres Gesamtenergieumsatzes – ganz schön viel, dafür dass es nur rund zwei Prozent der Körpermasse ausmacht. Dass es nicht wie die Leber Energie speichern kann und zudem noch wählerisch ist, wenn es um die Energieversorgung geht – Glucose ist der einzige akzeptierte Energieträger – macht die Energieversorgung dieses faszinierenden Organs nicht leichter. Der Körper jedoch ist dafür gerüstet: Nicht nur aus den Kohlehydraten kann er Glucose gewinnen, mit ein wenig Mehraufwand lassen sich sowohl die Fette als auch die Proteine in Glukose aufspalten. Wie können wir nun unsere grauen Zellen auf Trab bringen?

Viele wissen es, ziehen es jedoch nicht durch: Wasser trinken. Mindestens zwei bis drei Liter pro Tag sollten es sein; dies beugt Kopfschmerzen, Konzentrationsmangel und Müdigkeit vor. Um einen Energieschub zu bekommen, arbeiten viele Studenten mit Traubenzucker und Energydrinks – diese verhelfen zu circa 20 Minuten Konzentration, danach fällt sie jedoch rapide ab und der Körper schreit in Form einer Heisshungerattacke nach Energie. Diese Wiederholung der Über- und Unterzuckerung führt zu Müdigkeit, Konzentrationsmangel sowie Gereiztheit, Nervosität, Aggressionen und eben dem Heisshunger. Für eine gleichmässige Leistung des Gehirns sorgen komplexe Kohlenhydrate sowie mehrfach ungesättigte Fettsäuren (speziell Omega 3); sie sorgen für einen stabilen Blutzucker. Wichtig für den Informationsaustausch sind Proteine; diese wirken als Neurotransmitter, welche für uns als fleissig lernende Studenten essentiell sind. Sie sind unter anderem für Dopamin und Serotonin verantwortlich, welche im Volksmund beide als «Glückshormone» bekannt sind. Um das Ganze etwas einfacher zu gestalten, finden sich in der Tabelle zu jedem der Makro-Nährstoffe einige Beispiele.

Durch diese Lebensmittel versorgen wir das Gehirn optimal mit der notwendigen Energie sowie Vitaminen, Mineralstoffen und Spurenele-

menten. Da das Gehirn wie bereits erwähnt keinen Vorrat anlegen kann, sind fünf Mahlzeiten pro Tag günstig. Einen guten Start in einen anstrengenden Tag erreicht man zum Beispiel mit einem Frühstücksmüsli aus Nüssen, Haferflocken, Obst und Milchprodukten; eine Alternative für die nicht so Süssen unter uns wäre Vollkornbrot mit Schinken oder Quark, ergänzt mit Paprika oder Tomate.

Für den Energiekick vor der Prüfung sollte man lieber zu Proteinen als zu Kohlehydraten greifen, denn diese wirken kurzfristiger. Diese Mahlzeit sollte jedoch eher klein ausfallen, damit das Blut nicht in den Bauch, sondern in den Kopf wandert. Optimal ist eine Banane: Sie stärkt die Nerven und fördert die Serotoninproduktion. Viel Glück! ■

Autorin Lisa Rebmann

Kohlenhydrate	Fett	Proteine
Vollkornprodukte, Haferflocken	Raps-/Walnussöl	Fisch (Thon), Meeresfrüchte (Garnelen)
Vollkornreis	Fettreicher Fisch (Lachs)	Fleisch (Hühnchen)
Kartoffeln	Nüsse (Macadamia)	Milchprodukte (Quark)
Obst (Bananen)	Milchprodukte, Rahm, (Frisch-) Käse	Hülsenfrüchte (Linsen)
Gemüse (Möhren)		Nüsse (Mandeln), Chiasamen, Eier

«Der Einfluss der SHSG ist gar nicht so klein»

Seit einem knappen Jahr haben sie das Sagen in der Studentenschaft: Shin Szedlak und Caroline Lebrecht. Trotz Tatendrang werden die Kisten langsam gepackt und die Kaffeevorräte aufgebraucht. Im Interview erzählen die beiden von ihrem Amtsjahr.

Euer Amtsjahr ist bald zu Ende. Überwiegt da die Erleichterung, Verantwortung abgeben zu können, oder Wehmut, das Studentenschafts-Haus zu verlassen?

Caroline: Ich bin eindeutig wehmütig. Es hat seine Zeit gedauert, bis ich ein gewisses Verständnis für alle Prozesse und Problemfelder entwickeln konnte. Nun habe ich das Gefühl, an einem dummen Zeitpunkt aufhören zu müssen, da es noch viel anzupacken gibt. Grundsätzlich motiviert mich das aber, mein Wissen so gut wie möglich weiterzugeben. Das Amt ist zwar mit einer grossen Verantwortung verbunden, das Gefühl, mir eine negative Last aufgebürdet zu haben, hatte ich aber nie.

Shin: Bei mir ist das Ende der Amtszeit im Hinterkopf, aber bis dahin gibt es noch viel zu tun. Ich freue mich sehr auf die restliche Zeit, bin mir aber sicher, dass im Mai dann viel Wehmut aufkommen wird.

Wie stark ist die Belastung, die dieses Amt mit sich bringt? Musstet ihr deswegen privat oder in eurem Studium Abstriche machen?

Shin: Die Belastung ist ziemlich gross, aber das wollten wir so. Es war uns auch immer bewusst, was auf uns zukommen wird, denn wir haben zu Beginn unserer Amtszeit unsere Ziele selbst definiert. Entsprechend war auch die Motivation gross, diese Ziele zu erreichen. Aber klar, für Privates und die Uni ist weniger Zeit übrig geblieben.

Caroline: Das ist so. Ich habe in diesem Jahr weniger Credits gemacht und auch mein Freundeskreis in Zürich hat mich sicher weniger zu Gesicht bekommen. Trotzdem kann es auch Vorteile haben, wenn man viel um die Ohren hat. So bin ich beispielsweise effizienter geworden und habe gelernt, meine Zeit besser zu planen. Alles in allem ist das Amt zwar sehr anspruchsvoll, oftmals ist es aber der eigene Ehrgeiz, der einen dazu verlockt, zusätzliche Aufgaben anzunehmen. So haben wir gewisse Events der SHSG von Grund

auf neu organisiert, anstatt sie nach demselben Muster wie in den vergangenen Jahren durchzuführen. Dies steigert die Motivation im Team, ist aber auch um einiges aufwändiger. Die Belastung hängt also stark davon ab, welche Ziele man sich selber setzt.

In der Startwoche 2014 habt ihr pausenlos Präsenz gezeigt. Gab es diesbezüglich Reaktionen von Assessmentstudierenden?

Caroline: Unser Ziel war es, die SHSG wieder stärker ins Bewusstsein der Studierenden treten zu lassen. Denn wer mit seinen Anliegen nicht zu uns kommt, dem können wir auch nicht helfen. Dass die Massnahmen nicht umsonst waren, haben wir an der hohen Anzahl an Bewerbungen für die Jobs in der SHSG gesehen.

Als Kritik von Studierenden ist oftmals zu hören, dass der Einfluss der SHSG nur marginal ist. Habt ihr das Gefühl, aktiv etwas verändern zu können?

Shin: Ja absolut, aber natürlich geht das nicht von einem Tag auf den anderen. Es ist wichtig, dass man sich konkrete Ziele setzt und diese langfristig verfolgt. Man darf nicht vergessen, dass wir als Studierende eine Hauptanspruchsgruppe dieser Universität sind. Auch haben wir neben der Interessenvertretung noch viele weitere Dienstleistungen, von denen alle Studierenden profitieren können.

Caroline: Es ist effektiv so, dass man viel mehr erreichen kann, als man zunächst vermuten würde. Wir haben Einsitz in allen wichtigen Gremien und dort auch ein Stimmrecht. Es besteht also die Möglichkeit, Einfluss zu nehmen.

Kannst du ein Beispiel nennen?

Caroline: Wir sind unter anderem bei den Sitzungen der Berufungskommission dabei, die neue Professorinnen und Professoren wählt. Alle Kandidaten stellen sich dort vor und machen Probelektionen. Danach werden wir nach unserer

Meinung gefragt und ich habe durchaus das Gefühl, dass diese bei den Entscheidungen der Uni relevant ist.

Im prisma vom letzten Mai habt ihr gesagt, dass es euer Ziel sei, eine zeitgemässe SHSG-App zu entwickeln. Auf meinem Handy findet sich bisher nichts dergleichen.

Caroline: Gut, dass du das ansprichst. In meinem Amt musste ich früh lernen, dass vieles mehr Zeit braucht, als zunächst erwartet. Als Aussenstehender sieht man nur eine Perspektive und merkt nicht, dass hinter einer simplen Aufgabe oftmals verstrickte Zusammenhänge stehen. Nach vielen Diskussionen haben wir uns deshalb entschlossen, anstatt einer klassischen App ein mobiles Template zu machen. Das heisst, dass unsere Homepage je nach Grösse des Geräts verschieden dargestellt wird. An der Gestaltung der Webseite arbeiten wir mit Hochdruck, das Template wird wohl eher das Projekt des nächsten Vorstands.

Als ihr Ende letzten Jahres den Antrag gestellt habt, den Namen der Studierendenvertretung gendergerecht anzupassen, prasselte ein regelrechter Shitstorm auf euch nieder. Welche Lehren habt ihr aus dieser Situation gezogen?

Shin: Das war für uns alles andere als lustig. Teilweise wurden wir auf Social Media gar persönlich angegangen. In dieser Phase war es sehr wichtig, eine gewisse persönliche Distanz zu wahren. Gut geschlafen habe ich dennoch nicht. Rückblickend betrachtet war es aber auch eine der lehrreichsten Phasen der Amtszeit.

Caroline: Es war definitiv eine sehr intensive Zeit und nie-

mand von uns hatte mit einer derart heftigen Reaktion gerechnet. Ich werde in Zukunft deutlich vorsichtiger sein, vor allem im Umgang mit Social Media. Grundsätzlich hat uns diese Erfahrung aber alle gestärkt und abgehärtet.

Ihr habt eine grosse Umfrage bezüglich der Verbesserung der Lehre ausgerufen. Was sind eure Erkenntnisse daraus?

Shin: Es haben über 500 Studierende bei der Umfrage mitgemacht und zum Teil auch ihrem Ärger Luft verschafft. Die Lehre ist eine grosse Baustelle und für uns Studierende das wichtigste Gut. Auf der Grundlage der Resultate können wir nun bei der Universitätsleitung und den Programmleitungen für die Interessen der Studierenden einsteigen. Ich bin überzeugt, dass wir da auf einem guten Weg sind, auch dank dieser Umfrage.

Nach dem Rückblick wollen wir nun in die Zukunft schauen. Was könnt ihr dem zukünftigen Präsidententeam mit auf den Weg geben?

Caroline: Sie sollen die Zeit nutzen, um etwas zu verändern und sich selber zu entwickeln. Auch sollen sie keine Angst haben, Fehler zu machen. Denn intensiv ist die Zeit so oder so, aber genau deshalb auch so spannend.

Shin: Wichtig ist auch, dass der Zusammenhalt im Vorstand gepflegt wird. Nur so kann effizient und in einem guten Klima gearbeitet werden.

Caroline, du arbeitest ja am Flughafen Zürich und siehst die Leute tagtäglich in die Ferne schweifen. Und du, Shin, bist bereits viel gereist, wie im letzten prisma-Interview zu erfahren war. Nun seid ihr beide im sechsten Studiensemester. Wie sieht euer Plan in der näheren Zukunft aus – „Uf u dervo?“

Caroline: Schön wär's! Ich werde der HSG noch ein bisschen treu bleiben und ein siebtes Semester machen, um einige Ergänzungsleistungen zu absolvieren und die Bachelorarbeit zu schreiben.

Shin: Ich werde nun ein Jahr nicht an der HSG sein, aber wenn ich für den Master zurückkomme, werde ich auf jeden Fall wieder ein Amt in der SHSG übernehmen. Diese Institution ist mir sehr ans Herz gewachsen.

Hand aufs Herz: Würdet ihr das Amt noch einmal machen?

Shin: Auf jeden Fall!

Caroline: Dem kann ich mich nur anschliessen. ■



ADRIAN
GOTTWALD
Redaktor

Agenda

Freitag/Samstag
13/14
März



Bundesgerichtsbesuch

Wir besuchen das Bundesgericht in Lausanne und schauen uns die Stadt an! Dazu werden wir Freitag und Samstag in Lausanne sein und ELSA Lausanne wird uns in der Stadt und im Nachtleben herumführen. Treffpunkt ist am Freitag um 8.30 Uhr beim Bahnhof St. Gallen. Falls du dabei sein willst, melde dich mit einem Mail an elsa@unisg.ch an.

Ort: Lausanne
Zeit: 08.30 Uhr

Donnerstag
19
März



Bündnerfest 2015

Special: Après-Ski-Bar mit Braulio und Röteli! Selbstverständlich sind auch alle Nicht-BündnerInnen herzlich willkommen! Wir freuen uns auf euch! Viva la Grischa!

Ort: Casablanca Club, St. Gallen
Zeit: 22.30 Uhr

Donnerstag
19
März



Knigge mit Christoph Stokar

Die Zofingia St. Gallen freut sich Christoph Stokar bei uns in St. Gallen zu begrüßen. Christoph Stokar ist der Autor des Schweizer Knigge-Ratgebers und wird uns getreu dem Semestermotto «Zofingia HSG – Die Charakterköpfe» in die Geheimnisse guter Sitten bei einem Abendessen einweihen.

Ort: Rüümlì, Brühlgasse 26, St. Gallen
Zeit: 19.00 Uhr

Dienstag
24
März



Infoveranstaltung

Es ist soweit! Wir stellen unser Projekt nun auch in St. Gallen vor und laden alle Interessierten herzlich an die Informationsveranstaltung ein!

Wir suchen: Studierende aller Fachrichtungen, die sich als MentorInnen für mehr Chancengerechtigkeit einsetzen möchten.

Wir freuen uns auf dich!

Ort: Raum 01-207, Campus
Zeit: 18.15 Uhr

Mittwoch
25
März



Un-Dress

Am 25. März 2015 findet zum vierten Mal ein einzigartiges Event im Einstein Kongress St. Gallen statt, an dem nachhaltig produzierende Designer und Modemarken ihre neuesten Kollektionen präsentieren.

Ort: Einstein Kongress, St. Gallen

Mittwoch
25
März



Kunst und Drinks

Das Kunstmuseum St. Gallen öffnet für Kunst und Drinks seine Tore. Zu sehen gibts den mehrfach prämierten Beni Bischof der uns mit Witz in seine Gedankenwelt entführt.

Eintritt ist frei, Barbetrieb mit Bier und Wein sichergestellt und obendrauf offeriert der Kunstverein St. Gallen eine kostenlose Jahresmitgliedschaft für Studierende der HSG. proarte.ch

Ort: Kunstmuseum St. Gallen
Zeit: 19.00 Uhr

Montag-Freitag
23-27
März



Promotion Stand «cofoundme»

Der Young Entrepreneurs Club (YEC) der Universität St. Gallen präsentiert sein Angebot in Zusammenarbeit mit dem ETH Entrepreneur Club, das Online-Start-Up Netzwerk www.cofoundme.org am Promotion Stand im 09-Gebäude. Möchtest du unternehmerische Erfahrungen sammeln? Dann melde dich jetzt auf cofoundme an!

Ort: 09-Gebäude, Campus

Montag
13
April

Das neue



zum Thema «Grenzen» im Bibliotheks- und Hauptgebäude sowie auf www.prisma-hsg.ch

Dienstag
14
April



Women's Day 2015

Der Women's Day ist der Karriere-Event für alle Frauen an der HSG. Bei einem umfangreichen Rahmenprogramm und sechs spannenden Workshops können die Unternehmen IKEA, PwC, BCG, UBS und Swiss Re in einem exklusiven Rahmen kennengelernt werden. Anmeldung per Mail mit CV an womensday@universa-unisg.ch.

Ort: Campus

Freitag/Samstag
17/18
April



The START Summit

Eight keynote speeches, 40+ workshops, Meet The Investor, Startup Speed Dating, a unique Hackathon experience and a lot of networking. Seize the opportunity to kick-start your entrepreneurial career. Visit www.startsummit.ch and apply now.

Ort: Campus

Freitag-Sonntag
17-19
April



Kletterweekend

Selbstständiges Klettern im Klettergarten, Grundausbildung im Mehrseillängenklettern. Das Tessin bietet besten Fels und mit guter Absicherung. Nach dem Klettern entspannen wir uns an der Maggia und Essen in einem der gemütlichen Tessiner Grotti oder Pizzerien.

Anmeldung bis am 31. März auf www.sport.unisg.ch oder im Sportbüro

Ort: Tessin

Donnerstag
30
April



Anmeldung Medienlehrgänge

Lass dich von toxic.fm während eines Jahres zum Radiojournalisten, oder von sanktgallentv.ch zum Videojournalisten ausbilden!

Sichere dir jetzt unverzichtbare Praxiserfahrung für eine Karriere in Marketing, Journalismus und Unternehmenskommunikation!

prisma empfiehlt wir testen und bewerten

Für Reisemuffel

Homepage: soundcityproject.com

Für Kleinkarierte

Eine Weltreise in Hörbildern

Für das Fernweh

Ein Bus hält vor dir an. Es zischt, als die Türen aufgehen. Motoren knattern, als Autos an dir vorbeituckern, gefolgt von einem Moped. In weiter Entfernung ertönt die Hupe eines Taxis und über allem liegt das Getrappel von Füßen, gemischt mit den zu einem Summen verschmelzenden Gesprächen der Menschen. Ab und zu hallt ein Lacher durch das Klangpotpourri der Millionenstadt. Die Kakophonie New Yorks umgibt dich, währenddem du am Broadway stehst.

Trotz der beinahe unendlichen Fülle an Klängen lohnt es sich, hinzuhören. Aus allen Himmelsrichtungen branden neue Schallwellen gegen deine Ohren und mit jeder erreicht dich ein weiteres Stück der Millionenstadt, welches nur darauf wartet, entdeckt zu werden. Um diese Geräuschkulisse erleben zu können, ist kein teures Flugticket mehr notwendig. Das «Sound City Project» hat ein Hörpanorama geschaffen, welches es ermöglicht, jede Himmelsrichtung akustisch aus der Ferne zu erkunden.

Auf der Internetseite des «Sound City Projects» kann man ähnlich wie bei Google Street View Einblicke in eine Stadt gewinnen. Man wählt sich an einen der markierten Punkte und sieht eine Panoramaaufnahme des Ortes in schwarz-weiß. Die Blickrichtung wird auf einem kleinen Kompass angezeigt, wobei es sich in diesem Fall nicht nur um die Blick – sondern auch die Hörrichtung handelt. Denn wenn man sich dreht, dann dreht sich der Sound mit.

Aufnahmen des «Sound City Projects» findet man von New York, San Francisco, Oslo, Stockholm, Bergen und zwei kleinen skandinavischen Fischerdörfern. ■

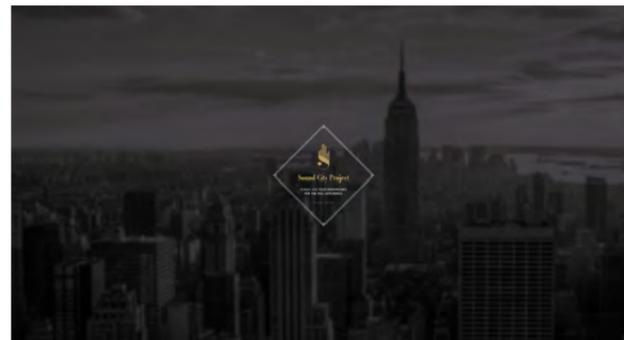
Bilder www.soundcityproject.com

Für Entdecker



KETO SCHUMACHER

Redaktor



Die Geschichte um «Breaking Bad»-Star Walter White ist zu Ende. Diejenige von Saul Goodman, dem Anwalt für alle Fälle, hat gerade erst begonnen.

Am 9. Februar 2015 war es endlich so weit und der Spin-off zur Kultserie «Breaking Bad» mit dem Namen «Better Call Saul!» feierte seine Premiere. Die Handlung spielt sechs Jahre vor den Ereignissen in «Breaking Bad». Saul Goodman, zu diesem Zeitpunkt noch unter dem seriösen Namen Jimmy McGill bekannt, ist ein erfolgloser Pflichtanwalt in Albuquerque, der eine gelbe Rostlaube fährt und sein Büro im Heizraum eines Nagelstudios hat. Da sein Bruder wegen eines Nervenzusammenbruchs nicht mehr arbeiten kann und die vielen unbezahlten Rechnungen ihn zu erdrücken drohen, beschliesst Jimmy einen neuen und profitableren Weg einzuschlagen. Mehr wird an dieser Stelle nicht verraten. Es sei gleich zu Beginn gesagt, dass wir hier keinen «Breaking Bad»-Klon vor uns haben, jedoch gibt es viele Gemeinsamkeiten. Der Humor geht in die gleiche Richtung und die Serie punktet mit

den visuellen Stärken ihres Vorgängers. An den zumal ungewöhnlichen Blickwinkeln, den hervorragend ausgearbeiteten Charakteren und dem gekonnten Einsetzen von Licht und Schatten wird ersichtlich, dass wieder die gleichen Macher am Start sind und man sich auf weitere Episoden freuen darf. Allen «Breaking Bad»-Fans und denen, die es noch werden wollen, wird der Spin-Off wärmstens empfohlen. ■

Bild www.b92.net



ALEXANDER WOLFENBERGER

Redaktor

Serie: Better Call Saul Stick it to the man, justice for all - better call Saul

Für Spinoff-Hasser

Für Breaking-Bad-Fans

Für Jus-Studenten

Für Serienjunkies

Homepage: myfridgefood.com

Ich entrümple meinen Kühlschrank...

Wem ist es nicht schon einmal so ergangen wie mir am vergangenen Montag? Da kommt man sonntags abends zu später Stunde in die Wohnung, schmeisst Tasche und Rucksack in eine Ecke seines Zimmers und hört seinen Magen knurren. Im gleichen Moment sehnt man sich nach dem immer gefüllten Kühlschrank von zu Hause, und um sich von solchen Gedanken abzulenken, steuert man in Richtung Küche. Bei einem Blick in den Kühlschrank hebt sich die Stimmung kaum, da ausser Milch, einigen Kartoffeln und der halbleeren Eierpackung vom Katerfrühstück am Donnerstag nichts mehr übrig geblieben ist. Kein Problem, denkt sich der HSG-Student, verschiebt den Einkauf auf Montag und gräbt noch eine Packung Chips aus dem Regal hervor. Am nächsten Abend kehrt man nach vielen Vorlesungen hungrig und ausgelaugt in die eigenen vier Wände zurück und oh Schreck, der Kühlschrank ist immer noch leer! Doch im Zeitalter des Internets ist jede Lösung nur einige Klicks entfernt. Die Lösung für solche Probleme heisst: myfridgefood.com. Das Prinzip ist so einfach wie effektiv: Man wählt alle noch

übrigen Zutaten aus und die Seite gibt einem einfache Rezepte, die man mit den wenigen Zutaten doch noch kochen kann. Dies ist der Ausweg für alle Einkaufsmuffel, mich eingeschlossen. ■

Bild www.myfridgefood.com



Für Kochfreunde

Für Einfallslose

Für Pizzabesteller

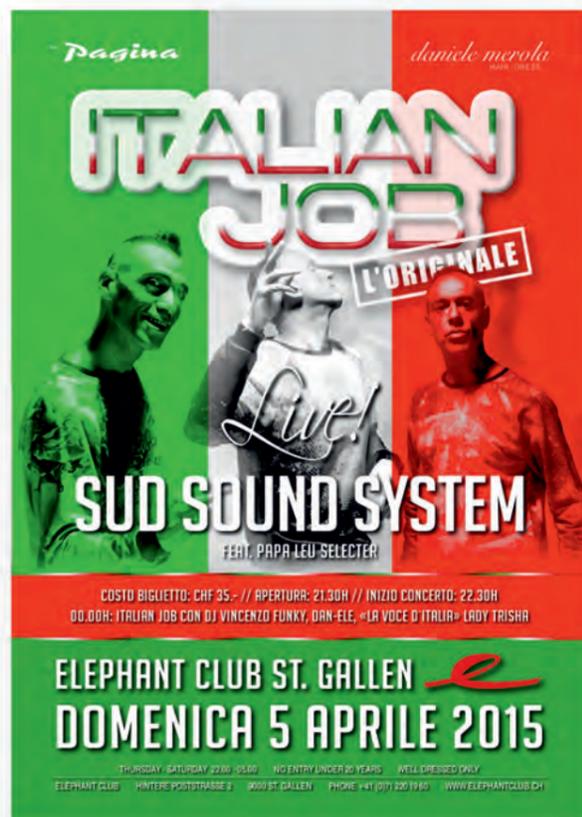
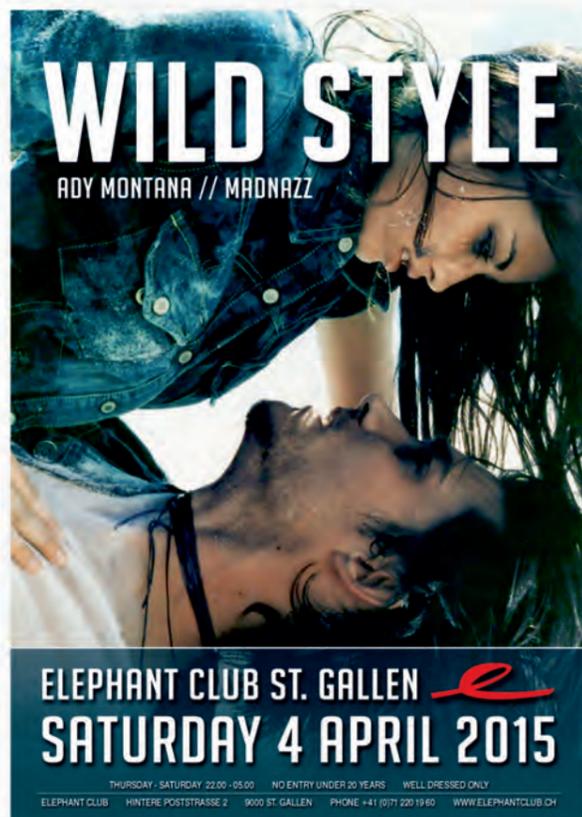
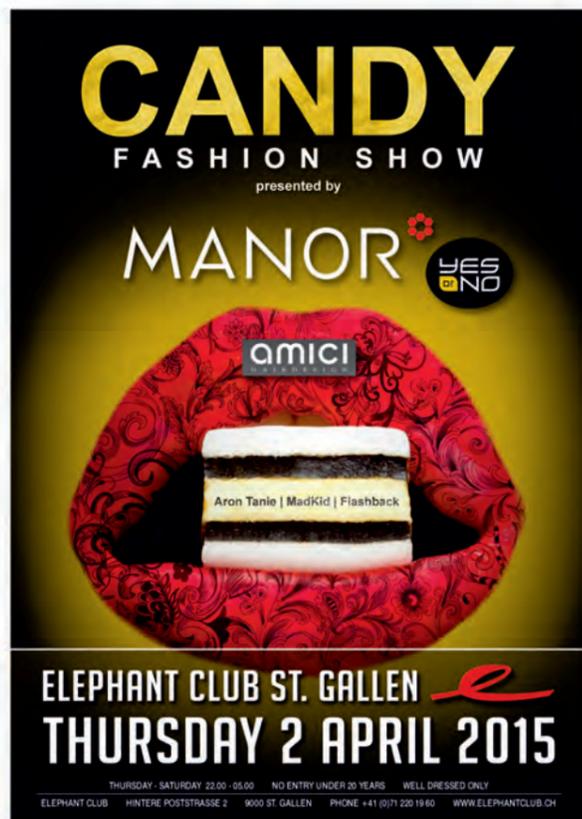
Für Gourmets



ALEXANDER WOLFENBERGER

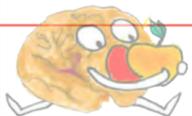
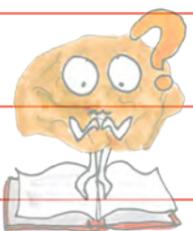
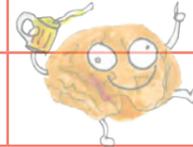
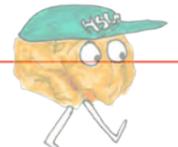
Redaktor

EASTER @ ELEPHANT CLUB



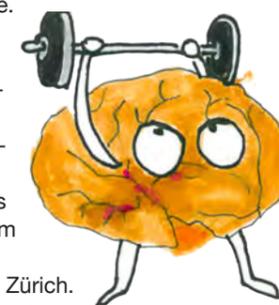
Gehirnjogging in der St. Galler WG

Eine typische HSG-WG: fünf Studentinnen (gut, das ist jetzt vielleicht nicht so typisch...), die ziemlich wild zusammengewürfelt sind – verschiedene Studienrichtungen, verschiedene Interessen, Freizeitbeschäftigungen, Vorlieben. Sie haben alle einen IQ-Test gemacht. Herausgekommen sind folgende Werte: 130, 116, 102, 101 und 95. Findest du heraus, wie intelligent die Studentin ist, die sich beim prisma engagiert?

	Zimmer links	Mitte links	Zimmer Mitte	Mitte rechts	Zimmer rechts
Herkunft					
Studium					
Liebingsgetränk					
Verein					
IQ					

- ▶ Die Aargauerin bewohnt das Zimmer ganz links.
- ▶ Die St. Gallerin hat den höchste IQ.
- ▶ Die Studentin aus Österreich engagiert sich im Vorstand der Rosenberg Indoor Minigolf Association.
- ▶ Die Genferin hat es in den SIM geschafft!
- ▶ Eine Studentin ist im Marketing-Master. Ihre Zimmernachbarin trinkt gerne Ingwer-Limonade
- ▶ Die Studentin mit dem zweithöchsten IQ wohnt links von jener mit dem zweittiefsten. Sie trinkt fürs Leben gerne Glenfiddich.
- ▶ Die Person, die gerne Schneider Weisse trinkt, arbeitet nebenher im adhoc – für das es übrigens in diesem Rätsel Gutscheine zu gewinnen gibt. Prost!
- ▶ Die Studentin im mittleren Zimmer studiert

- Accounting and Finance.
- ▶ Bei der Studentin, deren Lieblingsgetränk Gin Tonic ist, ergab der IQ-Test einen Wert von 95.
- ▶ Die Präsidentin des Consultingclubs regt sich darüber auf, dass ihre Zimmernachbarin nichts anderes trinkt ausser Ingwer-Limonade.
- ▶ Eine Studentin engagiert sich in keinem Verein und arbeitet auch nicht im adhoc. Sie wohnt neben der Gin Tonic-Schlürferin.
- ▶ Die VWL-Bachelorette hat eine Vorliebe für White Russian.
- ▶ Die Zimmernachbarin der Dame aus dem Aargau liegt IQ-mässig auf dem Median der Gruppe.
- ▶ Die Glenfiddich-Trinkerin kommt aus Zürich.
- ▶ Die BIA-Studentin hat einen IQ von 116.



Sende die Antwort bis 22. März an redaktion@prisma-hsg.ch und nimm an der Verlosung für einen adhoc-Gutschein im Wert von 20 Franken teil!



Gerücht

Man munkelt in den dunklen Gängen, tief unter der HSG, dass sich so einiges im Umbruch befände. Von neuen Legitimationskarten und Zulassungskriterien machten Schauermärchen die Runde. Doch letztlich drangen Neuigkeiten von bis anhin unbekannter Brisanz zur prisma-Redaktion durch. Am Tresen der Spelunke, in der sich die künftige Elite des Kapitalismus gerne trifft (auch als adhoc bekannt), schnappte ein Redaktor des prisma auf, wie zwei zwielfichtige Gestalten von der wohl grössten Neuerung an der Universität seit der Erfindung des St. Galler Management-Modells sprachen. Im MeetingPoint soll man künftig gratis konsumieren dürfen – sofern man einen «Match» auf der Dating-App «Tinder» vorweisen kann und mit der Person zusammen an der Bar erscheint.

Man stelle sich die Verhältnisse vor, zu denen diese neue Idee führen könnte! Jeden Abend fänden sich neue «Matches». Der Weg zum Tresen des MeetingPoints wäre gepflastert mit bier- und pheromontrunkenen (Un-)Bekanntenen, die ab dem zehnten Gratis-Getränk aneinander klebten wie Saugnäpfe. Aufgrund der neuen feucht-fröhlichen Bekanntschaften stiege die Geburtenrate unter den Studentinnen der HSG sprunghaft an und die Fonds der Studentenschaft würden von Anfragen zur Förderung von



Freibier für die «Liebe»

Krippenplätzen überrollt. Die Universität wäre gezwungen, eine Reihe weiterer Kinderkrippen zu eröffnen, und die Kinder würden den gesamten Campus mit Strassenkreide verschönern. Schon nach kurzer Zeit wäre die HSG bunt bemalt und der Kinderspielplatz auf der Dachterrasse das nächste grosse Projekt des neuen SHSG-Vorstandes. Vielleicht würde sich ja auch der eine oder andere der künftigen Wirtschaftselite mal auf die Schaukel wagen oder die Rutschbahn vom Dach hinunter zum Haupteingang wählen, währenddem er auf dem Weg zu seinem Porsche ist, und sich so selbst an seine Kindheit erinnert fühlen, als er noch frei war. Frei und zufrieden mit seinem Schnuller und dem Teddy ... ■



KETO SCHUMACHER
Redaktor

Zuckerbrot

Knappe zweieinhalb Wochen nach Ende des studentischen Januarlochs, sprich Lernphase, wieder durch die Korridore der Höhle des Löwen zu laufen, geziemt wohl nur den ambitioniertesten Kommilitonen. Die Ungewissheit über Prüfungsnoten nistet sich in diesen Tagen im Unterbewusstsein vieler, in der Form von buntem Ausmalen potenzieller Szenarien ein. In einer solchen Zeit sind es die kleinen Dinge, die einen aufmuntern; dies wissen auch die Vereine. Im Foyer des 09-Gebäudes machen sie sich bemerkbar mit Info-Ständen, denn anfangs Semester sollen Frischlinge und andere jeweils am ehesten zum Vereinsbeitritt überredet werden können, zu vergleichen mit der Zeit des Transferfensters im Fussball.

Doch auch für jene, welche nicht unbedingt Vereinsmitglied werden möchten, wird einiges geboten. So werden bei den einen zum Beispiel Croissants verteilt, bei den anderen Kaffee zum Nullpreis angeboten; wohlgemerkt jeweils besser als jene Brühe, die den Kaffeemaschinen des Catering-Monopols entrinnt. Aber auch Pizzen und andere warme kulinarische Annehmlichkeiten werden gratis abgegeben – alles im Sinne

Das i-Tüpfelchen der Vereinskultur

des Vereinsmarketings, versteht sich. Dies gefällt wohl allen Studenten, zu Recht, denn in diesen Tagen sind es die kleinen Dinge, welche der Tristesse des «Frühlings» was Gutes abgewinnen lassen. ■

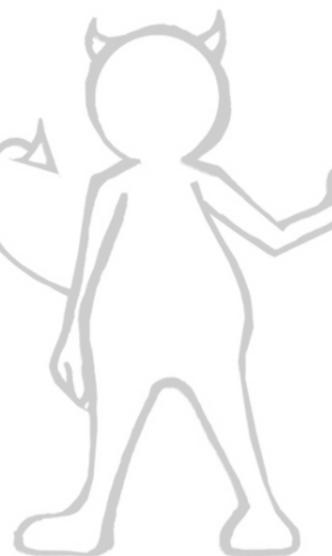


MORITZ HAEGI
Hessortleiter
Aktuell



Peitsche

Der Name dieser Rubrik würde es nahelegen, sich über den Film auszulassen, der gerade in aller Munde ist. Darauf verzichten wir. Es geht also nicht direkt um Leute, die Peitschen schwingen, obwohl sie es gerne tun würden, sondern um die Engel der Prüfungsphase. Mit ihren grünen Westen, die sie voller Stolz tragen, schreiten sie durch die verwinkelten Gänge der Universität. Böse Zungen behaupten, es genüge, einmal die Macht einer Prüfungsaufsicht gespürt zu haben, und schon wäre man von einer inneren Gier nach mehr verdorben. Die neongrünen Westen, die in irgendeinem Paralleluniversum auf jeden Fall die Bezeichnung «stylish» verdient hätten, werden nicht mehr ausgezogen. Vorteil: Bei einem Unfall ist man bereits vorbildlich gewappnet. Schliesslich werden zehn Minuten nach eigentlichem Beginn der Prüfung die Türen geöffnet. Man kann sich auf der Suche nach dem Raum schon mal leicht verirren. Die für die Verspätung Verständnis zeigenden Studenten strömen hinein in das Reich der Paragraphenreiter, in



Die Engel mit den grünen Westen

dem diese die höchste Instanz darstellen und sogar Grundrechte wie auf die Toilette gehen zu dürfen eingeschränkt sind. Das Merkblatt über die erlaubten Hilfsmittel wird voller Freude heruntergeleiert. Man hat sich das vorher natürlich noch nie durchgelesen, darum sind die nervösen Studenten alle sehr froh, dies nun zu hören. Mir läuft sogar eine einzelne Träne die Wange herunter, so glücklich bin ich darüber. Endlich darf man beginnen, und ich reisse mein Couvert wie das Geschenkpapier an Weihnachten auf. Geduld ist eine Tugend, sag ich euch. ■



ALESSANDRO MASSARO
Redaktor

Layout und Illustrationen



LIVIA EICHENBERGER
Layoutchefin



VIOLA VORHERR
Layouterin



DEBORAH MAYA BEELER
Illustratorin



JANINA ABRASHI
Illustratorin



EUGENIE MATHIEU
Illustratorin





HSG Focus

Das Magazin der Universität St.Gallen

1/2015

KARRIERE

Aktuelle
Ausgabe

Kostenlos in den
Stores sowie im Web:
www.hsgfocus.ch

Bromundt

Erhältlich im
App Store

GET IT ON
Google play

Alumni-News

Panorama | Menschen | Forschung | Studium